Bei dem Verleger dieser Zeitschrift sind neuerlich erschienen:

---

1) Das Neueste aus England von einem Beobachter.

Vier Hefte sind bereits erschienen, welche sich durch eine genialische Ansicht der Dinge und durch einige Aufsätze eine Landung in England betreffend; so wie durch Mannigfaltigkeit des Inhalts zu einer sowohl lehrreichen als angenehmen Lectüre beeignen. Jedes Heft kostet 16 gr.

2) Atala o gli Amori di due Selvaggi nel Deserto. Traduzione dal Francese di P. L. Costantini. 14 gr.

Das die Italiänische Litteratur liebende Publicum wird dieser Uebersetzung eben den Beifall geben, welchen es der La Dote di Suzetta von Costantini geschenkt hat.

Bei dieser Gelegenheit zeige ich den Liebhabern der Italiänischen Sprache an, daß ich von den Trauerspielen des Alfieri eine neue Ausgabe des Originals in zwei großen Octavbänden auf Engl. Druckpapier veranstalte, welche sich durch typographische Schönheit und Korrektheit vor den außer Deutschland veranstalteten Ausgaben auszeichnen wird. Wer auf diese Ausgabe pränumerirt, erhält solche für 2 Thaler; der nachherige Preis wird nicht unter 3 Thaler seyn können. Die Original-Ausgabe kann man in Deutschland nicht viel wohlfeiler als 6 Thaler haben. Bis Ostern 1802. ist der Weg der Pränumeration offen.

3) Ueber die Bestimmung des Weibes zur höhern Geistesbildung von Amalia Holst geborne von Justi 1 Thlr. 4 gr.

Diese Schrift wird sich selbst empfehlen; fern sey hier das verdächtige Lob des Verlegers.

Kynosarges.

Eine Quartal-Schrift

Herausgegeben

von

Aug. Ferd. Bernhardi.

Erstes Stück.

Berlin, 1802.

Bei Heinrich Frölich.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Inhalt.

	Seite
1. Einleitung. Vom Herausgeber	1
2. Lebenslauf, eine Allegorie. Von Sophie B.	17
3. Ueber die Stufen und den letzten Zweck der Erziehung, ein Fragment. Vom Herausgeber	22
4. Das Ideale, Sonette. Vom Herausgeber.	39
I. Wissenschaft	ebend.
II. Kunst	40
III. Religion	41
5. Wissenschaft und Kunst. Vom Herausgeber	42
6. Das Reale, Sonette. Vom Herausgeber	100
I. Der Wissenschaftler	ebend.
II. Der Künstling	101
III. Der Frömmling	102
7. Theater. Vom Herausgeber	103

Seite

8. Sonette auf Flecks Tod. Vom Herausgeber 119

I. Die Sendung . . . . . ebend.

II. Die Rückkehr 120

9. Musenalmanach von A. W. Schlegel und L. Tieck. Vom Herausgeber 121

10. Ueber die Vaterlandsliebe von Grattenauer, eine Notiz. Vom Herausgeber . . 154

11. Nikolai contra Fichte, eine Untersuchung. Vom Herausgeber 157

I. Einleitung.

Die Zeitschrift, welche wir jetzt beginnen, soll kein Journal in dem Sinne sein, in welchem die grösßere Klasse der Lesewelt dies Wort gemeiniglich zu nehmen pflegt, keine Sammlung von Aufsätzen, welche auf einen flüchtigen Kitzel, keine Reihe von Darstellungen, welche auf ein reines Amüsiren berechnet sind. — Der Herausgeber hat im Gegentheil den festen und redlichen Willen, das ganze Maaß der Kräfte, welche ihm beiwohnen, anzuwenden, um dieser Quartalschrift diejenige Vollkommenheit zu geben, welche ihm möglich ist; er wird leisten, was er vermag. Es ist nicht der Wunsch nach einer flüchtigen Celebrität, nicht das Buhlen um die Gunst, oder die Liebe irgend einer literarischen Parthei, nicht der Kitzel durch eine unsanfte

Kritik irgend einer Person wehe zu thun — kurz keiner der Gründe, welche der Lesepöbel so oft bei dem Schriftsteller vermuthet, und welche die Stimmführer desselben so oft bestimmen, sondern es ist das Bewußtsein einer reinen und uninteressirten Liebe zur Kunst und Wissenschaft, gegründet und entsprungen durch anhaltende, redliche Bemühung in allem, was mit ihnen zusammenhängt, welche nicht nur die Lust, sondern auch das Recht geben, sich denen, welche ihre Stimme in der Litteratur erheben, anzuschließen, oder entgegen zu setzen, und ohne Hinsicht auf diese, die eigene Ueberzeugung auszusprechen.

Ueberzeugung sagten wir — dies ist der Punkt, von welchem alles ausgehen, die Angel, auf welcher sich alles drehen muß. — Wenn die Frage über das Recht entsteht, wenn über den Beruf des Schriftstellers gestritten wird, so muß dieses Recht, dieser Beruf, aus dem Begriff der Ueberzeugung abgeleitet sein. — Jedermann kann wissen, ob er überzeugt sei, und die Sittlichkeit eines Schriftstellers besteht eben darin, daß er nur diese ausspricht, keine flüchtige, subjective Meinung, keine wandelbare Ansicht, nichts was gegen seine Ueberzeugung ist. —

Denn in den ersten Fällen würde ihn der Vorwurf des Leichtsinnes, in dem letzten, der der Unsittlichkeit treffen.

Allein, neben der Moralität des Schriftstellers existirt seit einiger Zeit eine gewisse Schriftstellerklugheit, welche besonders ihren Sitz in der Kritik genommen hat, und in vielerlei oft interessanten Gestalten darin umgehet. — Gemeiniglich kündiget sie sich an, durch ein ängstliches Drehen und Wenden, um hier nicht zu viel, dort nicht zu wenig zu sagen; durch balancirende Urtheile, säuberlich gedrechselt, wie Komplimente gestaltet, welche sich unter den Händen in Sarkasmen verwandeln. — Dahin gehört das literarische Dogma von esoterischen und exoterischen Urtheilen mit der Chiffersprache der letztern für die initiirten, die Reflexion auf die Folgen, welche dergleichen Kühnheiten bei hoffnungsvollen Jünglingen, die dermalen als lesende Magister oder Studenten oder Secundaner existiren, hervorbringen könnten, das temporelle Preisen mancher Schriftsteller, welche zwar das Höchste nicht erreicht hätten, auch nicht erreichen könnten und würden, aber doch für das Zeitalter nicht übel, ja wohl gar nützlich und nöthig, und beim Lichte besehen unentbehrlich wären. — Der

Apparat dieſer und ähnlicher Maximen, faſt überall debutirt, entſpringt genau betrachtet aus dem alten Misverſtande, daß die Kritik wirklich erziehen könne und dürfe, daß der Genius gelenkt werden, daß es nichts vollkommenes geben kann, wohl aber Grade deſſelben.

Wahr iſt es, daß Ueberzeugung nur Muth, nicht volle Kraft, giebt, und ein aus der begründeten Ueberzeugung entſprungenes Urtheil, oder eine Darſtellung, kann demnoch vielleicht keine Wahrheit haben, kein Kunſtwerk ſein. Allein dieſe Unwahrheit und Unkünſtlichkeit entſpringt nur aus der Unvollſtändigkeit. Denn ganz wörtlich wahr iſt es, daß diejenige Art der Ueberzeugung, welche bei der Wiſſenſchaft und Kunſt poſtulirt wird, niemals dem Irrthum unterworfen iſt, aber wohl iſt die Fähigkeit der Ueberzeugung bei den verſchiedenen Subjecten durchaus verſchieden. Bei dem einen hat ſie einen weiten Umfang, bei dem andern eine ſehr enge Gränze. Indem nun der letztere das Ganze ahnet, ſich aber demnoch nicht durch Ueberzeugung zur Totalität erheben kann, ſucht er ſie ohne Intuition und Anſchauung hervorzubringen, und ſo entſtehen Syſteme mit großem Scharfſinne in allen Theilen ausgeführt, aber nur in einem Theile

vollendet, Werke der Kunst für den Verstand ein Ganzes, für die Empfindung eine reine Disharmonie. Anerkennung ihrer Gränzen würde bei diesen eingeschränkten Geistern von grosem Nutzen, Resignation auf System und Kunstwerk, Ergebung in die Ausführung einzelner Begriffe, und kleiner Ganzen nothwendig werden. —

Diese enge Gränze der Ueberzeugung, unter welcher wir auch die Intuition verstehen, so fern sie sich selbst verkennt, und das Heterogene entweder willkührlich verknüpft, oder unter fremde Gesetze beugt, heisst Manier und es ist klar, daß die manierirten Produkte der Kunst sowohl, als der Wissenschaft, ein hohes Interesse erhalten können. Denn wenn ihnen gleich objective Wahrheit und Schönheit fehlen, wenn gleich von einem höheren Gesichtspunkte aus, die Vollendung in Disharmonie, in unpassende sich zerstörende Theile zerfällt, so kann die überlegene und höhere Fähigkeit sie ergänzen; und sie bleiben Produkte und interessante Ansichten eines Individuums. — So wie aber das Individuum einem jeden andern eine gemeinsame Welt ansinnet, und sich in so fern nicht als Individuum, sondern als Personifikat und gemeinsame Vernunft betrachtet, so ist es natürlich,

daß der manierirte Künstler und Philosoph, die wissenschaftliche und Kunstwelt eben, als etwas gemeinsames ansehn, — und den individuellen Gesichtspunkt als einen allgemeinen aussprechen.

Wenn daher der Verfasser versprochen, nichts ohne Ueberzeugung und Intuition aufzustellen, so darf man daraus auf das unmittelbare Gelingen, ohne die grösste Ungerechtigkeit nicht schliessen. Der Verfasser kann nur für das Dasein eines Gesichtspunktes und der consequenten Verfolgung desselben im folgenden stehen. Wie hoch und wie niedrig derselbe angelegt, wie eng begränzt, oder in die Weite sich erstreckend der Umfang des Kreises sei, das giebt er der Ueberzeugung der andern über, mit deren Urtheil einig oder uneinig zu sein ihn wenig kümmern darf. — Das obige sind sehr ins Kurze gezogene Maximen, nach denen er arbeiten wird, und welche sich durch die Folge der Aufsätze als die seinigen bewähren werden. Es ist nun noch übrig, über die Aufsätze selbst, ihre Arten und ihren Ton zu sprechen, wobei wir nur vorläufig anmerken wollen, daß wir die Aufsätze selbst bis auf die zum Anhange gehörigen, in bunter Ordnung durch einander folgen lassen werden,

ohne uns an das jetzige Rubriciren derſelben zu binden. —

Wiſſenſchaftliche, darſtellende und kritiſche Aufſätze, werden mit einander wechſeln. Unter die Rubrik der erſten, werden vorzüglich Abhandlungen fallen, welche des Verfaſſers wiſſenſchaftliche Anſicht von der Kunſt erläutern. — Man macht in den neueſten Zeiten aller Orten her, auf verſchiedenen Wegen, Zurüſtungen zu einer Philoſophie der Kunſt, man ſieht es nach gerade ein, daß es möglich iſt, die Kunſt überhaupt und ihre Gattungen zu demonſtriren, und der gewaltige Umſchwung, welchen von Kant an die Philoſophie genommen hat, macht eine Kunſtlehre erſt möglich. Auf der andern Seite beeifert ſich eine zweite Klaſſe, die alten, wie die modernen Formen bald rein, bald vermiſcht aufzufaſſen und darzuſtellen. Die Geſetze des Unbedingten und in ſich Vollendeten zu erkennen, iſt der Zweck der heutigen Kunſtphiloſophie und ein Streben nach dem Unbedingten in der Kunſt, das Kennzeichen der neueſten Meiſter. Unter dieſen Konſtellationen muß auch die Kritik einen ganz andern Charakter erhalten, und hat ihn zum Theil ſchon bekommen. Man fängt es an zu fühlen, daß die Kritik auf Principien ruhen müſſe,

daß man durch ein Raisonnement ohne Anschauung, durch eine reine Konsequenz, der Kunst keine Gränzen setzen könne, daß man auf das Einzelne nicht Theorien bauen müsse, und daß eine jede der Art, bei der Reflexion auf das Allgemeine, oder im Fortgange der Kunst sich selbst zerstöre. — Bei dieser Lage der Sachen, können Beiträge zu diesen Bemühungen, Versuche die Masse zu ordnen, die Auflösung einzelner Probleme, die Charakteristik einzelner Bemühungen nicht unangenehm sein, und dahin werden sich die sämmtlichen Aufsätze dieser Rubrik mehr oder weniger beziehen.

Aus der Anwendung der Wissenschaft auf das einzelne Kunstwerk und aus dem Erweitern und Berichtigen der ersten, durch das letzte, und wenn das Produkt kein Kunstwerk ist, umgekehrt, entsteht die Kritik. — Nur das eben geschilderte, nur dieses freundschaftliche Besprechen der Wissenschaft mit dem Kunstwerke, dieses Bestreben die imaginative Anschauung als vollendet in Verstand aufzulösen, verdient den Namen der Kritik. Nicht jenes vornehme Abmessen nach einer willkührlichen Wissenschaft, noch das arrogante Bekenntniß, daß man dem Kunstpro-

dukte keinen Geſchmack abgewinnen kann, ja nicht einmahl die Anführung einzelner Gründe, ohne die höheren Principien aus denen ſie abgeleitet ſind, beizubringen, können den Namen der Kritik erwerben. — Das erſte iſt durchaus nichtig und führt zu gar keinem Reſultate; das zweite richtet höchſtens die Aufmerkſamkeit im allgemeinen und ſpannt ſie, und das dritte in ſeiner Vollkommenheit giebt Kollektaneen zu einem Kunſturtheile. Wir gedenken das eben geſagte und noch anzudeutende in einer beſondern Abhandlung: Ueber den Zweck und die Gränzen der Kritik, näher darzulegen, hier nur ſo viel als zur nothdürftigſten Erläuterung gehört. Alle Kritik: ſetzt die Wiſſenſchaft voraus, oder wenigſtens die beſtimmte Ahnung derſelben, denn es iſt allerdings möglich, daß der poetiſche unwiſſenſchaftliche Kopf eine treffliche Kritik verfertigen kann, weil er das Syſtem zwar beſitzt, ſich deſſen aber nicht deutlich bewußt iſt — denn was iſt das Syſtem anders als die fixirte Empfindung, und Wiſſenſchaft und Kunſt unterſcheiden ſich nur durch ihre Formen und verſchiedene Beziehung. Der Künſtler producirt nach harmoniſcher Empfindung, eine harmoniſche, vollendete Anſchauung, und erweckt durch dieſe letztere die erſte in ih-

rer vollen Reinheit. — In der Reinheit oder was daſſelbe iſt Einheit der Empfindung, liegt alſo der Vereinigungspunkt zwiſchen dem Kritiker und dem Künſtler. Allein der erſtere ſtellt dieſe in der Form des Verſtandes, der letztere in der der Einbildungskraft dar. Iſt nun das Produkt ein Kunſtwerk, und hat das kritiſirende Subject nur die Form der Worte in ſeiner Gewalt, ſo entſteht unwillkührlich, durch die bloße Beſchreibung das Syſtem und die Kritik. Daher iſt das urſprüngliche Geſchäft der Kritik die Beantwortung der Frage: Ob das vorliegende Produkt ein Kunſtwerk ſei oder nicht? Fällt die Antwort bejahend aus, ſo iſt nach der treuen Relation von dem Kunſtwerke ſelbſt, ihr Geſchäft geendigt. Dieſe Relation aber, beſteht in nichts anderm, als in der Aufſtellung des Maaßes, welches aus dem Werke ſelbſt genommen werden muß. Die Würdigung deſſelben in Hinſicht auf die Wiſſenſchaft von der einen, und die Deduktion der Conſequenz deſſelben im Kunſtwerke von der andern Seite, ſind die beiden untergeordneten Geſichtspunkte. Die Darſtellung der Kritik aber in ihrer höchſten Vollkommenheit ſoll ſymboliſch ſein — das Kunſtwerk wirklich in der Form des Verſtandes darſtellen. Auf den letzten

Grund des Symbols können wir uns jetzt nicht einlassen. —

Wenn aber die Frage: ob das Produkt ein Kunstwerk sei, verneinend ausfällt, dann treten ganz andere Gesichtspunkte ein. — Zuvörderst ist dann die Disharmonie im Produkte nachzuweisen, und es muß gewiß gemacht werden, daß diese nicht etwa Antithese, sondern Widerspruch sei; nun kann aber der Mensch nie die Unkünstlichkeit und Disharmonie wollen, und jeder Irrthum ist der halbe Weg zur Wahrheit, jedes verfehlte Produkt eine Annäherung an die ächte und reine Kunst, und daher ruht in diesem Falle auf dem Kritiker die schwere Pflicht, den Verfasser zu suppliren, den Zweck desselben zu reinigen, und die Mittel zur Erreichung im Allgemeinen anzugeben. — Ohne dieses letzte und entscheidende Zeichen kann die Kritik nicht für vollständig und vollendet geachtet werden, und der Kritiker darf nur dann tadeln, wenn er in der Form des Verstandes besser machen kann.

Bei allem diesen ist die Rede von Produkten, denen man die Prätension auf Vollendung zwar ansieht, welche aber durch das Gedachte, das einseitige, aber wahre Gefühl, durch poetischen Werth, zwar nicht gerechtfertigt, aber wohl

entschuldigt werden. Wenn bei Enthüllung der Disharmonie hier etwas auf den Verfasser zurückfallt, so ist dieses durchaus gleichgültig, denn der Kritiker kennt nur Sachen und Produkte, nicht Personen. Wenn aus dem nothwendigen Gange der Kritik ein Rückschluß auf den Verfasser sich ergiebt als Verfasser, das heißt: als Darsteller oder Philosoph, so darf der Kritiker diese Beziehung nicht scheuen. — Aber eine ganz andere Behandlung verdienen jene stümperhaften Produkte aus Eitelkeit erzeugt, mit Prätension und Gewissensangst als vollendet dargelegt, in denen mit unermüdlicher Geduld und Bekämpfung aller Vernunft, die Gemeinheit und Pöbelhaftigkeit für Edelmuth ausgerufen, und auf den Thron gehoben werden soll — Wenn die Verfasser solcher Erzeugnisse nur einiges Talent besitzen, und die meisten haben ein sehr entschiedenes, so wird es eine förmliche Pflicht mit dem größten Aufwande von Kraft diese Werke zu charakterisiren; die Unkünstlichkeit, das Unsittliche, das Alberne, ja das Rasende, welches Werke von dieser Art oft auszeichnet, darzustellen; und sie mit den Waffen des Spottes, Witzes und der Bitterkeit zu verfolgen und lächerlich zu machen. Nicht etwa aus Haß gegen ihre Urheber,

ſondern aus Liebe zur Vernunft, Achtung gegen Harmonie und Haß gegen artiſtiſche Unreinlichkeit. — Dies ſind die Grundſätze, nach welchen wir unſern Ton beſtimmen werden, einen Ton, welchen wir ſo oft annehmen müſſen, als wir es hier nöthig finden. Denn auf das Heer der Humanitätstrabanten, welche in ihren Proceduren ſo inhuman zu Werke gehen, und auf ihr Jammergeſchrei, kömmt durchaus nichts an, Spott und Perſifflage, ſind die bewaffnete Macht der Kritik, die Polizei, durch welche das Gebiet der Litteratur rein erhalten wird.

Daß wir dem Theater einen feſten Artikel widmen werden und müſſen, verſteht ſich von ſelbſt, doch können wir vorläufig nur auf die Berliner Bühne Rückſicht nehmen, denn hier ſind unſtreitig die meiſten Talente vereinigt. Doch würden Nachrichten von dem Weimarſchen Theater, auf welchem, ſo weit wir es beurtheilen können, die meiſte Bildung herrſcht, uns außerordentlich willkommen ſein. Bei den Theaterkritiken der Berliner Bühne, werden wir aber auf die Künſtler und die guten Naturen unter den Schauſpielern Rückſicht nehmen. Von den abſolut talentloſen, wird und kann nie die Rede ſein. — Uebrigens verſteht es ſich, daß die eben

auseinander gesetzten kritischen Maximen auch hier passen, und wenn die Anwendung derselben hier härter erscheint, tiefer greift und strenger verwundet, das Lob mehr schmeichelt und anzieht — so ist dies eine Eigenthümlichkeit der Schauspielkunst, die Kritik kann nicht dafür, daß hier die Person als spielend ins Spiel kommt.

Am wenigsten können wir über die Klasse der darstellenden Aufsätze sagen. Bei der Wissenschaft nehmlich, ist ein durchgehender Faden, die Form des Verstandes ist eine einfache, es giebt hier eine strenge Regel, ein bestimmtes Ziel. Es wird um zu produciren und zu genießen, keine individuelle Stimmung, keine mannigfaltige Intuition, sondern blos die Möglichkeit die Aufmerksamkeit zu fixiren erfordert. — Ganz anders ist es in der Kunst, die Form der Einbildungskraft ist unendlich, jedes Kunstprodukt ist ein Individuum, der Widerspruch ist oft nur höhere Harmonie, die Regel und das Ziel werden geflissentlich verborgen, und als Leiter in diesem Gewirre, wird unsere eigene Empfindung, unsere Empfänglichkeit, nicht nur für die Kunst überhaupt, nicht nur für diese oder jene Gattung, sondern für dieses individuelle Kunstwerk postulirt,

eine eigenthümliche Stimmung soll hervorgerufen, dauernd gemacht, oder durch die Darstellung reproducirt werden. — Billig enthalten wir uns daher der vorläufigen genauern Charakteristik der darstellenden Aufsätze, sie mögen für sich selbst reden, nur behalten wir uns vor, das Verkannte zu rechtfertigen und in den gehörigen Gesichtspunkt zu stellen.

Den Schluß eines jeden Heftes wird übrigens ein Anhang machen, in welchen wir manches, was nicht mit unserm Zwecke unmittelbar zusammenhängt, verweisen. — Kleinere Schriften, welche ihrer guten oder schlechten Seite wegen Aufmerksamkeit verdienen, Streitigkeiten, welche nicht unmittelbar das Wissenschaftliche oder die Kunst betreffen, und eine Reihe flüchtiger Ideen und Einfälle mögen hier ihren Platz finden. Denn auch das blos in der Zeit wichtige, das rein unterhaltende, hat seinen Werth an seinem Orte, und dieser werde ihnen abgesondert von jenen Materien angewiesen.

Diese Zeilen, welche ich als Einleitung geschrieben, mögen dieser Zeitschrift gerechte Richter erwerben, welche uns so richten, wie wir wünschten richten zu können. — Es giebt nur Eine

Wahrheit — dieſer ſich zu nähern, den Saum ihres Mantels zu berühren, einen flüchtigen Blick von ihr zu erhalten, wenn ſie uns nicht dauernd ihr Angeſicht zuwenden will, iſt unſer Wunſch, das Ziel, der Zweck, der Lohn unſers Strebens.

II. Lebenslauf.

Eine Allegorie.

Es lag ein ſchlummernd Kind auf grünen Matten,
In einem vor der Welt verſchloßnen Thal,
Ein Roſenbuſch bot liebend ſeinen Schatten,
Und ſchützt die Kleine vor der Sonne Strahl.
Die Liebe, die gekränkt die Menſchen hatten,
Lenkt voll Verdruß den Schritt nach dieſem Thal,
Da findet ſie, die Bruſt voll ſüßem Frieden,
Einſam das Kind hier von der Welt geſchieden.

Es naht die Göttin ſich dem ſchwachen Kinde,
Und ſinnend ruht ihr Blick auf der Geſtalt.
Sie rührt es an und löſ't des Schlummers Binde:
Erwache, ſpricht ſie, ſchaue Flur und Wald,
Betrachte zarte Blumen, es verkünde
Die ganze Welt dir meine Allgewalt.
Sie küßt das Mädchen, und ein glühnder Funken
Iſt mit dem Kuſſe in ihr Herz geſunken.

Das Kind erwacht und ſieht die Göttin nicht,
Wohl aber ſieht es bunte Blumen prangen,
Am blauen Himmel goldnes Sonnenlicht,
Die Roſen roth an grünen Zweigen hangen.
Ein leiſer Wind berührt ihr Angeſicht,
Und ſchmeichelt ſo des Kindes zarten Wangen;
Es ſcheint, als will die ganze Welt ſie grüßen,
Mit Liebes-Athem die Erwachte küſſen.

Zu einer Lilie iſt das Kind gegangen,
Die hoch im Thal vor allen andern blüht.
Ich möchte, ſpricht es, liebend dich umfangen,
Denn nur zu dir mein ſehnend Herz mich zieht;
Ich kann die andern Blumen nicht verlangen,
Die Roſe mir zu roth am Strauche glüht.
Drum blühe du, o holde weiße Blume!
Ein Sinnbild mir zu einer Göttin Ruhme.

Die Roſen und die Blumen, ſie verſtehen
Gar wohl die Rede zu der Lilie Ehren.
Sie flüſtern leiſe: Du willſt uns verſchmähen,
Doch ſollſt uns nicht, dich zu ergötzen, wehren;
Auch unſre Freunde wirſt du eilen ſehen,
Durch Tändeley die Luſt mit uns zu mehren.
So werden ſelbſt die ſummend ämſ'gen Bienen
Die Arbeit laſſen und zum Spiel dir dienen.

Die Blumen, die vereint in frohen Scherzen
Mit Bienen-Schmetterlingen, ſich bemühn,
Sie freuen nicht das Kind; es fühlt im Herzen
Der heil'gen Liebe heiße Funken ſprühn.
Mir bringet, ſpricht es, euer Thun nur Schmerzen,
Ich muß von euch, ihr bunten Freunde, ziehn;
Im Buſen treibet mich ein heißes Sehnen,
Ich muß mein Glück jenſeit der Berge wähnen.

Die Kleine blickt empor, die Sonne neiget
Sich eben ſchon, und auf des Berges Höhn,
Von ihrem Glanze ganz umfloſſen, zeiget
Sich eine Bildung. Jetzt kann ich verſtehn,
Wohin die heiße Sehnſucht trieb; dir beuget
Mein Herz ſich, ruft das Kind, und nahe ſehn
Muß ich das Auge, das den Glanz entzündet,
Mit ſeinem Strahl mir einen Gott verkündet.

Der fromme Glaube hilft dem ſchwachen Kinde,
Mühſam den Berg es zu erklimmen ſtrebt.
Nun ſteht es oben, rauh umweht vom Winde,
Der ſchaurig mit dem Abend ſich erhebt.
Sie ſieht den Mann, da fällt die Zauberbinde,
Und vor Betrübniß tief ihr Herz erbebt;
Der goldne Schein, er iſt hinab geſunken,
Und ihr im Herzen glüht der Liebe Funken.

Kalt sieht der Mann das liebevolle Kind,
Er fühlt es nicht, was sie zu ihm gezogen.
Er zieht den Berg hinab; der Abendwind
Rauscht in dem fernen Wald, die Meereswogen,
Sie brausen dumpf: Prophetenstimmen sind
Dem Kinde sie, dem goldner Schein gelogen.
Ihr Blumen, klagt es, wolltet mit mir spielen,
Nützt Mitleid nun mit der Verlaßnen fühlen.

Sie kehrt zum Thal zurück, doch ernsthaft stehen
Die Blumen in dem kalten Mondenlicht,
Das, niederfließend von den Bergeshöhen,
Im Thale sich in tausend Strahlen bricht.
So muß ich alle euch erkaltet sehen?
Ruft nun das Kind: nicht Eine freundlich spricht?
Und wie die Blumen ihm so ernsthaft winken,
Muß es voll Demuth auf die Kniee sinken.

Die Liebe sieht es bei der Lilie ruhn,
Die lächelt sanft dem blöden Kind' entgegen.
Komm näher, spricht sie, und erkenne nun
Was dich so kann zu Schmerz und Lust bewegen.
Die Menschen, sie verstanden nicht mein Thun,
Dein Herz wollt' ich zu meinem Dienst erregen,
Durch Liebeskuß der Liebe Flamm' entzünden,
Mich durch ein liebend Weib der Welt verkünden.

Der Gottheit Funke ruht in deiner Bruſt,
Das treibt dich an, ſo Kühnes zu verlangen.
Du biſt des höchſten Gutes dir bewußt,
Und doch willſt du das höchſte Gut umfangen.
So kehrſt du heim, ſtatt der gehofften Luſt
Den Irthum weinend, welchen du begangen.
Wie darf der Reiche von dem Armen fodern?
Einſam mußt du in eignen Flammen lodern.

Es ſpricht das Kind, den Blick geſenkt zur Erde:
Mein Herz bewahret deine heil'ge Glut:
Mit meiner eignen heißen Liebe werde
Ich nie geliebt, ſie mir im Buſen ruht.
Drum lieg' ich hier mit flehender Gebehrde,
Und habe zu der kühnen Bitte Muth:
Du gabſt das höchſte Glück mir zum Verderben,
Drum laß an des Erwählten Bruſt mich ſterben.

III. Ueber die Stufen und den letzten Zweck der Erziehung.

Ein Fragment.

Es ist ein groſser wichtiger Gegenstand, ein Begriff von weitem Umfange, welcher durch das Wort Erziehung bezeichnet wird. Es sind nicht die engen Gränzen der Jugend, nicht die ersten Jahre des Lebens allein, innerhalb welcher sie statt findet; denn erziehen ist nur ein Streben nach höchster Bildung, eine Bemühung, welcher der Mann und der Greis das volle Maaſs ihrer Kräfte widmen sollen. — Allein in den spätern Jahren des Lebens, bei der gereiften Vernunft, bleibt billig die Wahl der Mittel, die Richtung der Thätigkeit, die Kraft, jene zu ergreifen, die Festigkeit den Entschluſs auszuführen, dem Einzelnen überlassen. Bei der jugendlichen, wachsenden, unmündigen Vernunft dagegen, wäre die eigene Leitung, der Umweg durch den Irr

Wahl; jener liebte ſein Vaterland, weil er mit keiner Verfaſſung als der ſeinigen bekannt war, der Athener, eben weil er die umgebenden kannte — Und jene glänzenden Tugenden, jene Vaterlandsliebe, ſind ſie weniger in Athen einheimiſch als in Sparta? — Nicht der nahende Tod, der bereitete Gifttrank, der dringende Krito, der beſtochene Wächter, die erleichterte, die gewiſſe Flucht kann den Sokrates, den unſchuldig Verdammten verleiten, ſich den Geſetzen zu entziehen, welche ihn verfolgen. — Der von dem groſſen Könige geehrte Themiſtokles bereitet ſich Gift, um das undankbare Vaterland nicht zu bekriegen, der ungetreue, wankelmüthige Alcibiades ſorgt noch ſelbſt in der Verbannung für das geliebte Athen, und ſeine Verrätherei erſcheint gegen die eines Pauſanias in einem mildern Lichte. Soll ich neben dieſen Beiſpielen des Bürgerſinnes die glänzenden Erſcheinungen in den Wiſſenſchaften und der Kunſt nennen, die unſterblichen Philoſophen, Redner, Dichter, Bildner, Maler, deren Bildung doch mittelbar mit der Erziehung zuſammen hängt?

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß in der Vergleichung beider Staaten, Athen mit demſelben Eifer für die Erziehung ſeiner Bürger

geſorgt, aber mit einem weitern Zwecke, und einem glänzendern Erfolg, daß bei einer nachahmenden Einrichtung, bei einem modificirten Streben Athen, nicht Sparta das Muſter ſein darf. Und wenn nun die Staaten Griechenlands mehr oder weniger auf Bürgererziehung hinarbeiten, wenn dieſe Angelegenheit als das Wichtigſte gegenwärtig betrachtet und behandelt wird, welche Begriffe ſind es, aus denen ſie entſpringt, nach welchen ſie geordnet werden kann?

Die Vereinigung der Menſchen zum Staate, erſcheint zwar zuerſt als eine Einengung der natürlichen Freiheit; doch eine ſchärfere, beſonnene Betrachtung lehrt uns bald, daß Freiheit nur in den Gränzen eines geordneten Staates, einer geregelten, nach Geſetzen beſtimmten Verfaſſung möglich iſt. Es iſt richtig, daß ich außerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft kein anderes Geſetz kenne als meine Willkühr, aber auch einen mächtigen, unbezwinglichen Feind, die Willkühr aller andern. Ewig von der Gewalt durchkreuzt, jeder Einzelne von jedem Einzelnen in ſeinen Planen, ſeiner Thätigkeit gehindert, würde ein ewiger Krieg aller gegen alle, ein unauslöſchlicher Kampf entbrennen. — Bis dahin, daß jeder einen Theil

ſeines natürlichen Rechts aufopfert, um es überall zu erhalten, bis dahin, daß jeder ſich für das Ganze und die zügelloſe Willkühr; einen Theil, und das dieſe Gränze bewachende, mit Gewalt in ſie zurückdrängende Geſetz wählt, bis zu dem Augenblick, in welchem Staaten, und mit ihnen die zwei Stände entſtehen, der, welcher die Geſetze giebt und bewacht, und der, welcher ſich ihnen unterwirft, die Obrigkeit und der Unterthan. Indem jene das Gute erkennt, indem ſie redlich und klüglich die Mittel erdenkt, und Trotz aller Hinderniſſe ihre Plane durchführt, darf ſie den Beiſtand des Unterthanen in ihren Entwürfen erwarten, ſein Vertrauen fordern, die Befolgung ihrer Geſetze erzwingen und den Uebertreter ſtrafen. Dieſe Stimmung der Unterthanen, den Geſetzen zu gehorchen, alle dagegen laufende Handlungen zu vermeiden, ſtrenge Beſchränkung auf den angewieſenen Kreis der Thätigkeit, hat man mit dem Worte Rechtlichkeit bezeichnet, und ein Staat, in welchem dieſe allgemein iſt, kann auf eine lange Dauer und ein ungetrübtes Glück rechnen. — Die Richtung der Thätigkeit des Jünglings zur Rechtlichkeit, die frühe Anleitung zur Befolgung der Geſetze, die Entwöhnung von alle dem, was die bürgerliche Ge-

ſellſchaft zerrütten oder zerſtören kann, der Sinn und Wille aus dem bürgerlichen Kreiſe, von dem Glück oder Verdienſte angewieſen, nicht herauszutreten, und ihn doch ganz zu erfüllen, ſei es als Lenker des Staatskörpers, oder als ruhig producirender Bürger, dies ſind die einzigen Gegenſtände der Bürgererziehung, dies iſt ihr letzter Zweck, welchem ſie ſich unverrückt nähert. — Indem ich aber Bildung zur Rechtlichkeit als Princip der Bürgererziehung feſtſetze; und indem ich zur Rechtlichkeit Ausfüllung des einzelnen Kreiſes fordere, welchen der Staat uns angewieſen, werden ſogleich eine Menge Wiſſenſchaften, eine Maſſe von Kenntniſſen nothwendig, zu deren Erlangung der Staat, um ſeiner ſelbſt willen, die Gelegenheit ſchaffen muß, und ſie durch ſeine Schulen wirklich ſchafft. — Von dieſem bürgerlichen Geſichtspunkte aus, erſcheinen die Schulen als Anſtalten zum unmittelbaren Nutzen des Staats, und die Maſſe der Kenntniſſe wird durch die Anwendbarkeit derſelben beſtimmt. Will der Jüngling nur ein ruhiger Bürger werden, ſo gebe man ihm die Kenntniß, die er in dem Kreiſe des täglichen Lebens bedarf, er kenne die Verfaſſung ſeines Vaterlandes, deſſen Geſetze, ſeine Pflichten, ſeine Rechte; man gebe ihm die

Fertigkeiten, durch deren Uebung die bürgerliche Gesellschaft zusammen hängt, die, welche ihm seine bürgerliche Existenz sichern; und verweise die Masse jener Kenntnisse in den Bezirk der Bürgerschule. — Will aber der Jüngling als Geschäftsmann, Staatskundiger, Richter, Haushalter des Staats, Arzt, Künstler, seine Kräfte dem Staate widmen, so stehen ihm die Hörsäle der Akademien und der vorbereitenden Gymnasien, offen.

Wenn aber Hervorbringung der Rechtlichkeit letzter Zweck der Bürgererziehung ist, darf es, kann es den Vorstehern des Staates gleichgültig sein, auf welche Art sie hervorgebracht wird? — Rechtlichkeit kann erzwungen werden, und gegen den Uebertreter der Gesetze, gegen den, welcher das Eigenthum, die Freiheit anderer verletzt, gegen den, welcher auf der vorgezeichneten Bahn träge zurück bleibt, gegen den, welcher sich vorwitzig aus seinem Kreise drängt, waffnet sich das Gesetz mit Gefängniß, Fesseln, Schmerzen, Entehrung, und Tod. Unstreitig kann der Erzieher des Bürgers das Auge des Jünglings auf diese schauderhaften Folgen der Unrechtlichkeit richten, er kann ihn aufmerksam machen auf die künstlichen Anstalten, welche getroffen sind, den Verbrecher zu

entdecken, auf die Unwahrscheinlichkeit, ja die Unmöglichkeit der Strafe zu entgehen. Allein wenn die Rechtlichkeit aus dieser Wurzel treibt, wenn Furcht das Motiv derselben werden soll, wo bleibt die Liebe zum Staate, das Vertrauen zu der Obrigkeit, und der Wille mehr als das zu leisten, was erzwungen, das Unrechtliche zu unterlassen, was nicht beobachtet, verhütet, bestraft werden kann. Ich schweige von den mittelbaren Folgen, der Geistesstumpfheit und dem Sklavensinne. — Vielleicht aber soll der Erzieher des Bürgers den entgegengesetzten Weg betreten, was die Furcht nicht vermogte, und wo sie nicht hinreicht, da lasse er den Eigennutz wirken. Er gehe in die Zwecke des Staates, im Ganzen und im Einzelnen hinein, er beweise, wie stark der Rechnungsfehler sei, als Einzelner das Ganze zu verletzen, um des Gewinnstes willen, er thue klärlich dar, daß eine jede Unrechtlichkeit auf den, welcher sie begeht, zurück falle, er überzeuge den Zögling, wie unklüglich es sei, den Augenblick der Dauer vorzuziehen, er bewege ihn endlich, diesen Ideen gemäß, das Rechtliche zu thun, das Unrechtliche zu meiden — Kann der Staat wünschen, seine Bürger in eine Menge von schlauen Eigennützigen verwandelt zu sehen? Wird der

egoisti-

egoistische Bürger immer diese Rechnung vor Augen haben? Wird er nicht den schnellen, sichern Gewinn jener langsamen, täuschenden Spekulation auf das Ganze vorziehen? Und würde, eigennützig betrachtet, die geringe Zerrüttung des Staats durch die kleine Unrechtlichkeit eines Einzelnen, indem sich die Erschütterung davon durch alle Glieder vertheilt, auf den unentdeckten Unrechtlichen und Uebertreter so unangenehm zurückwirken, als die Frucht der Uebertretung süß ist? —

Hinweg mit diesen Motiven der Rechtlichkeit; unerquickend und unersprießlich ist die Pflanze, die aus ihnen keimt. — Eine Bürgererziehung durch sie begründet würde nach wenigen Jahren sich selbst zerstören, durch sich selbst zerfallen. — Soll die Bürgererziehung an sich Werth haben, soll sie dauernd, zweckmäßig, vollkommen sein; so muß das letzte entscheidende Kennzeichen ihrer Güte hinzukommen, sie muß nicht entspringen aus Hoffnung, Eigennutz oder Furcht, sondern aus Sittlichkeit. Nur dann wird der Bürger, auch unbeobachtet, auch mit der Gewißheit unentdeckt, ungestraft das Gesetz brechen zu können, es zu umgehen, es zu deuteln, — nicht wagen; alles Klügeln, Rechnen und Grübeln, welches so oft den Gehorsam untergräbt, wird für immer ent-

fernt, es keimt auf diesem Boden das Ver
trauen der Obrigkeit zum Unterthan. Jene
wird es genug sein, etwas als gut zu erkennen
um es in Gesetze zu fassen und zu verbreiten
und dem Unterthan wird es gnügen, daß etwa
durch Gesetze befohlen worden, um es zu beso
gen, und als gut anzunehmen. — Auf diesen
Grunde gedeiht die Vaterlandsliebe, das Gefüh
des Wohlseins, die Liebe zur Verfassung, zu den
Gesetzen, zur Person des Herrschenden.

Wenn aber der Staat die erweiterte Fa
milie, ein gröſseres Haus, der Herrscher dessen
Vater und Schützer ist, so ist klar: daß der Mo
narch desselben seine Blicke zunächst auf das un
mittelbar Nützliche, auf das Wohl der Bürger
als Bürger, als Theile seines Staates, Glieder
seiner Familie richten werde. Nur dann, wenn
das innere Wohl gesichert, die Gränzen des Staa
tes beschützt, das Glück, die Ruhe, der Wohl
stand der Bürger geschaffen, das feindliche, ver
derbliche von ihnen abgewandt, die Bedürfniſse
derselben durch eigene Thätigkeit und Industrie
aus dem Schooſse des Landes befriedigt, eine Un
abhängigkeit von andern Staaten erkämpft ist —
mit einem Worte, wenn der Staat die möglichste
Selbstständigkeit erhalten, wenn er sich die kräf-

tigſten Mittel erworben hat, ſie zu beſchützen und zu bewahren — dann richte der Herrſcher auch ſein Auge auf das mittelbar-Nutzende und was bis jetzt ſich mühſam eigene Wege gebrochen, was ohne den Schutz des Staates durch innere Kraft emporkeimte, ſteige nun voller und prächtiger auf, durch Freigebigkeit und reichliche Unterſtützung — denn dieſe Abſonderung der Staaten unter ſich, dieſes Beruhen auf eigenthümlichen Kräften, dieſe Unabhängigkeit von benachbarten Nationen iſt einzig in der Natur der bürgerlichen Geſellſchaft gegründet — und es giebt Ein Band, durch welches die Menſchen als Menſchen, nicht als Bürger eines einzelnen Staates zuſammenhängen, ein Band, welches nicht allein alle Zeitgenoſſen unter ſich, ſondern auch die Vorwelt mit der Nachwelt, die Gegenwart mit der Zukunft verknüpft und verbindet. — Wiſſenſchaft und Kunſt heißt dieſes Band, Wahrheit und Schönheit ſind ihre Gegenſtände, und der Gelehrte und Künſtler die Berufenen, jene zu ergründen, dieſe darzuſtellen. — Wiſſenſchaft und Kunſt gehören den Menſchen, nicht einem einzelnen Staate, einer einzelnen Nation. — Was ein Himmelskündiger in Sicilien entdeckte, wie ſchnell iſt es mitten durch feindliche Waffen, nach Deutſchland, nach Frankreich ge-

erungen. — Der gewaltsame Tod des größten Chemikers neuerer Zeiten, mit welchem Unwillen ward er nicht nur in dem Vaterlande des Künstlers, sondern durch ganz Europa vernommen! es war nicht der Verlust einer einzelnen Nation, sondern der Kultur, der Wissenschaft, der Bildung überhaupt: wie oft sandten Staaten den krönenden Lorbeer außerhalb ihrer Gränzen! und selbst der feindliche Hafen öffnete sich friedlich dem entdeckenden Schiffe. — — Aber auch entfernte Zeiten verknüpft und verbindet die Wissenschaft und Kunst. — Was die Weisen Griechenlands ersonnen, was Hippokrates tiefsinnig beobachtete, was Justinian kunstreich zu einem Ganzen verband, ist es nicht durch Gelehrte das Unsere geworden, und bleibt es nicht ein würdiger Gegenstand der Wißbegierde, wenn auch die unmittelbare Anwendung fehlt? Was die Brust des Athenäers mit Bewunderung und Schrecken erfüllte, die Darstellungen des Homer und der tragischen Triumviren erregen noch heute dieselben Gefühle. Noch jetzt sprechen zu uns die Marmorbilder Apelle's, Laokoons, der Venus, wie des Zeuris und Apelles kunstreiche Tafeln sprechen würden, wenn die Zeit uns auch diese gegönnt hätte. —

Der letzte Zweck aber aller Kunst, aller Wis-

ſenſchaft iſt die Bildung an ſich, die Kunſt kann der Sittlichkeit, der Rechtlichkeit den Weg bahnen, die Wiſſenſchaft kann von der Höhe der Spekulation herab in das praktiſche Leben dringen, hier Bedürfniſſen erleichternd abhelfen, dort durch Entdeckungen die Bequemlichkeit der Bürger vermehren; allein dieſer Nutzen iſt nur ein zufälliger, ein mittelbarer, denn der Gegenſtand der Wiſſenſchaft iſt nur die Wahrheit, der der Kunſt nur die Schönheit: die Anwendung beider, ſo erſprießlich, ſo heilſam, ſo erquickend die mittelbaren Folgen derſelben ſein mögen, wird nicht in den Bezirk beider aufgenommen. Denn wie wenige jener tiefſinnigen Berechnungen der Aſtronomie finden ihre Anwendung auf die Schiffahrt und auf andere Theile des praktiſchen Lebens. Allein das Wiſſen ſelbſt wird zum Zweck, und die Entdeckung eines neuen Planeten, füllt als Gewinn für die Wiſſenſchaft den Himmelskundigen mit einer reinen, uneigennützigen Freude. — Aus dieſer Anſicht erhellt, daß: da der Staat nur die Sorge auf ſeine Bürger richten, nur ihr Wohl, ihre Ruhe, ihr Glück befördern ſoll, die Unterſtützung der Wiſſenſchaft, die Erhebung der Kunſt — um allgemeine Bildung hervorzubringen, eine großmüthige, erhabene Handlung ſei. —

Denn weiſe Geſetze ſichern die Ruhe des Staats, ein wohlgeordnetes Heer giebt den Gränzen Sicherheit, eine Aufmerkſamkeit auf den Handel und Ermunterung der Induſtrie, lohnt ſich durch den Wohlſtand der Nation — und alles dies folgt ſo unmittelbar, ſammelt ſich in ſeinem Seegen ſo ſichtbar, ſo anſchaulich um den Herrſcher, daß der Anblick des reichen Ergusſes, wohl für eine Zeitlang das Auge von der ſtillen Thätigkeit des Gelehrten und des Künſtlers abziehen und erſt ſpät ein aufmunternder Blick auf ſie fallen kann. — — — —

IV. Das Ideale.

Sonette.

I. Wiſſenſchaft.

Will nimmer ſich die Dunkelheit zertheilen?
Bin ich von Larven ewiglich umringet?
Wo iſt es, was mir Troſt und Labung bringet?
Wie lange zögernd will der Tag verweilen?

Ich ſeh' die Wiſſenſchaft hernieder eilen,
Wie mächtig ſie den breiten Fittig ſchwinget!
Ich fühle, wie Licht die Finſterniß bezwinget,
Ergreif die Göttin, heiß ſie ewig weilen.

Ich halte dich, ich laſſe dich nicht wieder,
Ich muß mich dir, du mir zu eigen geben,
Und berge dich in dem entbrannten Herzen.

Wie thauſt du kühle Ruh auf mich hernieder!
Zum ſanften Strome wandelt ſich mein Leben,
Zu höhern Harmonien werden Schmerzen.

II. Kunſt.

Da will der Kindheit Sehnſucht wiederkehren,
Wehmuth ſich in dem feſten Herzen regen;
Baum, Blume, Himmel liebreich ſich bewegen,
Und es erlöſchen deine ſtrengen Lehren.

Die ſanften Schmerzen immerdar ſich mehren,
Schon pocht das Herz in unruhvollern Schlägen,
Es drängt die Bruſt ſich dir, o Kunſt, entgegen,
Dem neuen Wahnſinn kann ich nicht mehr wehren.

Herab, herab! Erhabne! Holde! Reine!
Vermähle der dich, die im Haupt mir wohnet,
Daß ich den vollen Sonnenglanz empfinde.

Mich kümmerts nicht, ob ich darob erblinde,
In weißen Geiſte deine Gottheit thronet,
Dem ſteht das All im ew'gen Heilgenſcheine.

III. Religion.

Und dennoch hält mich oft ein tiefes Grauen.
Wenn Kummer, Thränen, Schmerzen mich erfassen,
Will Wissenschaft, will Kunst oft von mir lassen,
Als Ziel muß ich den öden Hügel schauen.

Ich seh die Zeit das enge Haus mir bauen;
Dies trübe Leben, soll ichs lieben, hassen?
Ich sehne mich und fürchte zu erblassen:
O welcher Gottheit kann ich noch vertrauen!

Religion! du bist mir noch geblieben;
Natur! in dir will ich mich ganz verlieren;
Leb' oder sterb ich, bleib' ich ja dein eigen.

Laß mich zu dir, o Himmelstochter! neigen,
Du wirst mich weise, gütig, milde führen,
Du Ew'ge, Heitre, bist das ew'ge Lieben.

V. Wissenschaft und Kunst.

Indem ich über einen Gegenstand zu sprechen beginne, welcher seit einiger Zeit unter uns zur Sprache gekommen ist, der von den meisten durchaus nicht verstanden, und daher bald über die Gebühr angefeindet, und nicht selten verfolgt, bald auf eine Art gepriesen und erhoben worden ist, welche den Unverstand und die Unwissenheit der Lobredner bewiesen, muß ich einige Worte an mehrere Klassen richten, welche ich aus verschiedenen Gründen nicht mit unter die Angeredeten begreifen kann. Zuerst wende ich mich an euch, welche ihr nichts glaubt, nichts erstrebt, als eine grobe Wirklichkeit, die ihr keine andere Existenz anerkennt, als höchstens in dem sinnlichen Kreise rechtlich zu wirken, die ihr vor einer jeden Idee zurückfahrt, die ihr sie verachtet, weil sie sich nicht mit den Händen erfassen, mit sinnlichen Werkzeugen genießen läßt. Glaubt

nicht, daß, indem ich euch aus der Zahl der Angeredeten ausschließe, ich ein feindseeliges Gemüth gegen euch zeigen will, die Würde, welche ihr tragt, will ich nicht schmählern, die Achtung, welche ihr fodert, nicht kürzen, und die Eitelkeit, daß ihr den Kreis, in welchem ihr euch bewegt, für den ersten, würdigsten, edelsten haltet, euch allenfalls nicht anrechnen. Ihr seid nothwendig, durch euch und eures gleichen Bemühung sind Kunst und Wissenschaft, so fern sie mit äußerer Ruhe zusammenhängen, ohne daß ihr es wußtet und wolltet, möglich geworden, und wenn ihr in dem Kreise, in welchem ihr euch bewegt, den ihr aus Vorliebe wählet, rechtlich und sittlich wirkt und handelt, so kann euch Ehre, Liebe, Achtung eurer Mitbürger nicht entgehen, Die Eitelkeit auf eure Unentbehrlichkeit, und die stille Verachtung, mit welcher ihr auf das geräuschlose Thun des Künstlers und Gelehrten herabzusehen pflegt, sie seien euch von Herzen verziehen, und könnten euch weit gründlicher und vollständiger zurückgegeben werden, wenn es der Mühe lohnte, sich mit euch auf Eine Stufe zu stellen, und edle Waffen in einem lächerlichen Streite zu entweihen.

Wißt aber, daß es eine Bedingung giebt,

unter welcher der Krieg zwiſchen beiden Partheien nothwendig entbrennet, unter welcher jene Toleranz und das Ertragen jener Anmaßung aufhört, nehmlich dann, wenn ihr rechtswidrig und unſittlich zugleich, aus dem Kreiſe, in welchem ihr thätig ſeid, heraustretet, und wenn ihr die äußern Waffen, die der Zufall euch in die Hand gegeben, brauchen wollt, um die freie Thätigkeit des Künſtlers und Gelehrten hier einzuſchränken, dort ihr Hinderniſſe in den Weg zu legen, ſie dort zu vernichten. Sie iſt nicht ohne neue und neuſte Beiſpiele dieſe Aufforderung und Richtung der öffentlichen Gewalt, man hielt es für gerecht, Künſtler und Gelehrte als unnütze und ſchädliche Bürger des Staates darzuſtellen; und wenn beide, über dieſes unrechtliche und unſittliche Verfahren, über dieſes unedle Betragen, über dieſe niedrige und unwürdige Gegenwart im edlen Zorn entbrannten, und durch einen Kampf mit dieſen Armſeeligen ſie zur Idee und zum Etwas erhoben, menſchenfreundlich das Unſittliche in das Unverſtändige, das Unedle in das Lächerliche verwandelten, ſo wurde das thieriſche der Dummheit zur Wuth aufgereizt, und jede Waffe ward ergriffen, wenn ſie nur den Feind verwundete und tödtete. Zwar weiß ich, daß dieſe eure Unſitt-

lichkeit, wie eine jede, zuletzt auf einem Irrthume ruht — aber ein jeder Irrthum, welcher sich in der Realität äußert und ihre Kraft zu Hülfe nimmt, ist eine Unrechtlichkeit, gegen welche die Macht sich auflehnen, welche der Zwang in ihre Gränzen treiben kann. — Auch geht ihr häufig vor, daß eben ihr die wahre Kunst, die ächte Wissenschaft besäßet, und daß es euch daher zustände, daß ihr das Recht hättet, gegen Afterkunst und falsche Wissenschaft zu kämpfen, ein Glaube und ein Recht, welches ich auch am letzten streitig machen will, weil die grobe Eitelkeit, mit welcher ihr angethan seid, keinen Gegengrund hindurch läßt. Aber ihr sollt nur nicht schändliche Waffen brauchen, und zum Beweise für euer Recht euch nicht auf jene Armseligen berufen, welche die edlen Namen eines Künstlers und Gelehrten mißbrauchen, Wissenschaft und Kunst zum Gewerbe erniedern; über das System oder Kunstwerk hinweg in die Wirklichkeit hineinschielen; und ängstlich den Lohn, die Ehre, das Aufsehn berechnen, welches ihr Werk sich erwerben wird. — Kann es euch denn entgehen, daß diese Menschen an ihre eigene Würde und Werth nicht glauben, daß sie sich selbst verachten und wie ein Possenreißer seine Eigenthümlichkeit für

armſeligen Lohn, ohne viele Umſtände Preis giebt, daß dieſe eben ſo die Fertigkeit ihrer Hand, die Fähigkeiten ihres Geiſtes, mehr oder weniger äußern Umſtänden beugen, und ihr edles Theil verächtlich genug finden, um es an die Meiſtbietenden zu veräußern? Es ſind daher auch nicht jene Söldner und Lohnknechte, denen mein Sinn ſich gedrungen fühlt das Wort zu reden; es iſt die unbedingte Kunſt, die reine Wiſſenſchaft, welche ich mit dem unſterblichen Glanze, der ſie von Ewigkeit umgeben, hervortreten laſſen mögte — glücklich würde ich ſein, wenn Zunge und Lippen das was ich weiß und fühle nachſprechen, und die Herzen derer groß machen könnten, die dieſe Worte vernehmen und verſtehen.

Auch euch, die ihr euch in die rohe, unſymboliſche Körperlichkeit geſtürzt habt, denen es nicht ſowohl an Sinn fehlt, als an Richtung deſſelben; und die ihr nun, Beiſpiele der furchtbarſten Macht der Gewohnheit, eure Freiheit verkauft habt, an die träge Materie, — euch anzureden und erwecken zu wollen, darf ich meinen Worten nicht zutrauen. Ihr wißt es nicht, glaubt es nicht, daß ihr in einer Region lebt, die, *wenn* es etwas Furchtbares in der Natur giebt, das wahrhaft Schreckliche in ſich ſchließt,

das bewußtloſe Hingeben in das Unorganiſche, in die Vernichtung und Verſplitterung des Edlen und Großen. — Ich weiß wohl, daß der menſchliche Geiſt nur bedingt das Unedle und Gemeine wollen kann, daß wenn er es wollte, er es nie erreichen würde, und daß am Ende alle Beſtrebungen der Menſchheit in eine reine Flamme des Daſeins und des Guten zuſammenbrennen. Aber eben ſo gewiß iſt es, daß von unſerm Geſichtspunkte der Weg von einem Punkte aus weiter erſcheint, als von dem andern, und daß wenn alles gut iſt, der Menſch wenigſtens um dieſes Gute wiſſen muß, daß er ſich ſelbſt von ſeinem Symbol ſcheiden, und die verlohrne Freiheit wieder gewinnen könne. — Ihr habt ſie aufgegeben, ihr habt ſie ſklaviſch verkauft, und wenn meinen Worten Kraft beiwohnt, ſo werden ſie höchſtens eine wehmütige Ahnung eines beſſern Zuſtandes in euch hervorrufen.

Auf euch, ihr Wenigen, ihr ächten Künſtler, ihr wahren Gelehrten, denen mein Geiſt ſich ehrfurchtsvoll neigt und mit demüthiger Kühnheit nachſtrebt! Freunde, leitende Sterne, wandelnde, vorleuchtende Sonnen, auch auf euer Ohr muß ich Verzicht leiſten. — Wer der Gottheit Tempel errichtet, wer an den unſterblichen Altären als

weihender Priester Weihrauch weiht, darf diesem der Pfad nach dem Sitze der Gottheit erst gezeigt werden? Sein Leben vergeht in Festen, Gesängen, Tänzen und Opfern, sein Thun, sein Handeln ist ewige Verklärung, und das herrliche Geschäft, in dem Sterblichen das Unsterbliche zu erkennen, zu übertragen. — Wenn ihr die folgenden Worte nicht ungern vernehmt, wenn ihr den Sinn eures Strebens, den Wiederschein eurer Gefühle ausgesprochen findet und anerkennt, bin ich belohnt und beglückt. —

Aber euch, ihr Wankenden, Schwankenden möchte ich das Herz rühren, und bewegen, die ihr noch am Scheidewege steht, und unentschlossen harrt, welchen ihr gehen, welch ein Streben in eurem künftigen Leben euch leiten soll. Ihr fühlt euch erwärmt und erschüttert, wenn der Riesengeist des Künstlers mit seiner lieblichen Furchtbarkeit durch eure Seele schreitet, wenn die Wissenschaft kräftiglich in allen Schranken des Daseins handthiert, das einfache, ewige Gerüste der Wesen vor euren Augen aufdeckt, und den Schleier desselben zierlich zusammen schlichtet. Erstaunt, verwirrt, verwundert, außer euch steht ihr da, wenn die Kunst und Wissenschaft, euch einen solchen einzelnen Feuerblick zuwirft, ihr

zwei-

zweifelt ob das sei, was nur ist und sein wird, dann rückt in jedem Moment euer enges Dasein mit seinen Freuden und Schmerzen euch näher, um euch einzubauen, und dann geht ihr hin, mit innerer Furcht und tiefem Beben vor dem Glanze des Ewigen, Wahren und Schönen, euch zu verflechtlichen, ihr steigt und verliert euch in dem Vergänglichen und Wandelbaren, ahnet nicht, daß ihr dem Ewigen nicht entfliehen könnt; daß es euch umsteht, und die ernsten Augen aus jeder Gestalt des geformten Daseins nach euch hinwendet. Warum wollt ihr nun, denen eben diese Furcht, dieses Beben, ein Dokument des höhern Sinnes, ein Hindeuten auf ein Dasein in einer andern Welt sein sollte, als die angedeutete, euch Umstehende ist, in euren innersten Tiefen erzittern? Warum, ihr freien Wesen! werft ihr nicht einen freien, kühnen Blick auf das, was euch wie eine Krankheit anwandelt und verschwindet? Warum nicht mit einem kühnen Entschluß sich in das Gebiet der verwegensten Wissenschaft und der erschütterndsten Kunst stürzen? — Glaubt mir, in jenen Regionen steht eine sanfte freundliche Gestalt, die nur eure schwankenden, schwimmenden Blicke zum Gespenste erhöhen. — Oder meint ihr etwa diesen furchtbaren Gestalten zu entfliehen? — Ihr

könnt es nicht, denn euer besserer Sinn, wider euren Willen führt euch zu ihnen zurück; und eine tiefe, ewige, unaustilgbare Sehnsucht wohnt in der Brust, welche einmal von diesen Empfindungen gehoben ward; eine Sehnsucht, welche kein voller Genuß, keine Gegenwart und ihre Freuden stillen. — Auch ist kein Mensch, der nicht einmal in seinem Leben die Leere und Unbedeutsamkeit des Rohsinnlichen gefühlt, und in der Erschlaffung und Reizbarkeit der Krankheit, in der Gewißheit des Todes, thun oft die rohesten Menschen Blicke ins Leben, nicht fremde dem Künstler, Philosophen und Religiosen; aber furchtbar, schrecklich und überraschend, dem verschlossenen, dem entwöhnten Sinn, der mit Irrdischem verwirrter Seele, welche nun plötzlich sich als verschieden von dem erkennt, was sie für sich hielt. — Und so hört denn an, was ich euch sagen will, nehmt die Worte, wie ich sie euch sagen kann, deutet sie um; übersetzt sie in euch und für euch; und bedenkt euch wohl, ehe ihr in tiefer Trägheit, in feiger Furcht, euch von dem ewigen Dasein und der Unsterblichkeit entfernet. — Laßt mich euch stufenweise zu der Höhe führen, wo ächte Wissenschaft und wahre Kunst wohnen, und wenn ich euch in der Folge manches sagen muß, welches

ihr nicht ganz verſteht, und welches euch räthſelhaft, unbewieſen, bisweilen widerſprechend erſcheint, ſo bedenkt: daß grade ihr unfähig wäret, dem ſtrengen Gange einer Unterſuchung zu folgen, daß für euch nur Reſultate gehören, und daß man nichts wiſſenſchaftliches einſehen kann, wenn man nicht ſchon Wiſſenſchaft beſitzt.

Es giebt eine Menge von Menſchen, und grade die meiſten derſelben gehören zu dieſer Gattung, welche das Wirkliche, das Sinnliche und Reale, ohne alle Umdeutung, Allegorie und Symbolik zur Gottheit erheben. Ihr ganzes Leben verfließt in einer Anbetung des Irrdiſchen, ihr Gefühl iſt einzig: daß ſich Niemand über das Sinnliche ganz erheben, ſich ganz von ihm unabhängig machen könne; und der Gipfel ihrer magern Weisheit iſt das kecke Ausſprechen und deutliche Bewußtſein der Thatſache: daß durch den Körper und deſſen ſinnliche Bedürfniſſe, durch Nahrung und Kleider ein jeder unauflöslich an die Aeußerlichkeit geknüpft ſei. Daher iſt ihr einziges Streben die Mittel zu erwerben, dieſe Bedürfniſſe in jedem Augenblicke bequem zu befriedigen; und nach den verſchiedenen Neigungen jedes einzelnen, wird bald dieſer, bald ein anderer Theil der irdi-

schen Welt, oder mehrere oder alle als Idole verehrt. Wohlstand, Gesundheit, Wollust, Gold, Sicherheit, Ehre, Dasein sind ihre einzigen, ihre höchsten Güter, mit ängstlicher Sorgfalt wachen sie über den Besitz, was mit ihnen näher oder entfernter zusammenhängt, suchen sie gegen die Launen des Zufalls mit der höchsten Anstrengung zu schützen, von dem Schicksale unabhängig zu machen; und man kann mit dieser Menschenklasse zufrieden sein, wenn sie den Erwerb und die Erhaltung mit der Rechtlichkeit, man muß sie verehren, wenn sie sie mit der Sittlichkeit zu vereinigen wissen. — Weit entfernt diese Dinge alle, unwürdig des Wunsches, des Strebens zu achten und mit einem vornehmen Hohn über den engen, dumpfen Kreis abzusprechen, müssen wir unsere Blicke vielmehr auf den letzten, wesentlichen Zweck dieser Menschen richten, um auch bei ihnen ein dunkles Gefühl des Höchsten, eine leise Annährung an die Kunst und die Wissenschaft zu entdecken. — Denn um mit einem kühnen Worte es auszusprechen: Es giebt nichts unbedingt Kunstloses und Unwissenschaftliches, und das, was wir vorläufig das crasse Reale nannten, verdient und erhält nur diese verachtende Benennung, in Hinsicht derer, welche sich bewußt-

los darum verlieren; wie Bienen ihre Zellen bauen, ohne daß sie mehr wären als künstliche Instrumente, wie kunstreiche Uhren Melodien ertönen lassen, ohne daß die Bewunderung der herrlichen Harmonie sie träfe, sondern den Geist, welcher sich in ihnen offenbart. Das Sinnliche ist dem höhern Gemüthe nur der kühnste, lyrische Gegensatz des Geistigen; der räthselhafteste Symbolismus des Ewigen und Unendlichen. Wie Thiere Vorbilder der Menschen sind, so ist diese Menschen-Gattung Prototypus des Menschlichsten; in ihrem blöden Sinnen und Treiben handeln sie nach der Ahnung, welche der Künstler und Philosoph vom Instinkte zum Gesetze erhebt, sie fühlen sich frei und suchen Spielraum ihrer Freiheit, sie wollen ihre Gränzen erweitern, und drängen gegen sie an um sie niederzureißen; einmal den Körper als das Höchste gesetzt, wollen sie die körperliche Natur ihm anfügen, um ihn zu vergrößern; und darum strecken sie gierige Hände und Augen und Seelen in die Sinnlichkeit hinein, um sie und sich ewig zu machen; aber umsonst, ihre Ewigkeit geht unter mit dem Endlichen, und ihre Unsterblichkeit stirbt mit dem Sterblichen. — So erkennt der höhere Geist, das schärfere Auge diese Erscheinungen, diese Symbole; so werden sie aus

Sachen, Anſtrebungen, Näherungen zu Perſonen, zum Etwas, zum Heiligen.

Aber eben deswegen, weil der Menſch nicht unbedingt über die Gränze der Wiſſenſchaft und Kunſt hinausſchweifen kann, weil nur ein Mehr oder Weniger, keinesweges aber ein abſolutes Nichts, ein unbedingter Irrthum möglich iſt, finden ſich in jeder Thätigkeit, ſo unbedeutend ſie auch ſein mag, in dem gemeinſten, trivialſten Leben, Zuſtande, welche dem geübtern Blicke als Symbole der Wiſſenſchaft, als Embleme der Kunſt erſcheinen. Das rohe Nebeneinanderſtellen, die craſſe Ordnung nach einem rein äußern, zufälligen Merkmale, das läppiſche Sammeln der angeerbten, conventionellen und zufälligen Ehrenzeichen der höhern Familien, um gleich ein Beiſpiel der zweckloſeſten und niedrigſten Thätigkeit zu geben, — entſpringt dies alles aus etwas anderm, deutet es nicht hin auf eine urſprüngliche, tiefe Harmonie; auf ein Streben nach ihr und nach Vollſtändigkeit? — Noch deutlicher wird dies, wenn wir die Ahnung um ein weniges erhöhen, wenn wir einen Blick auf das werfen, was man gemeiniglich Wiſſenſchaften nennt, welche aber nichts anders enthalten, als Materialien und Collektaneen zu denſelben, in eine erträgliche Ordnung geſtellt, gleichſam um

dem künftigen freien Geiſte das Zuſammenfaſſen zu erleichtern. Betrachtet die Botanik, mit welcher ängſtlichen Sorgfalt ſtreben hier diejenigen, welche ſich ihr widmen, nach Vollſtändigkeit, wie preiſen ſie den als Erfinder, welcher ein bequemeres Merkmal zur Ordnung auffaßt, und wie ſorgfältig tragen ſie jede ſogenannte Entdeckung in ihre Regiſter ein. Ich geſtand dieſen Lexicographen der Aeußerlichkeit, eine höhere, deutlichere Ahnung zu; theils weil ein jedes noch ſo zufällige Merkmal in dem All ein nothwendiges iſt, weil von jedem Punkte deſſelben, nach vollendeter Wiſſenſchaft, die Wiſſenſchaft beginnen kann, und es für den höhern Geſichtspunkt einerlei iſt, die Pflanzen nach den Blättern, oder den Wurzeln; nach der Farbe oder den Staubfäden zu ordnen. So haben alſo dieſe Menſchen in ihren Ahnungen eine unvollſtändige Wiſſenſchaft, aber wie der Geizige ſeine Blicke ſtarr auf das Gold richtet, und darüber die Sonne vergißt, deren Bild es trägt; ſo kleben ſie am Produkt und an dem Glauben ſeiner Einzelnheit und Unbedingtheit, und alles andere iſt für ſie nicht mehr vorhanden.

So wie man aber hier auf eine ideale Welt für die Wiſſenſchaft geführt wird, deren Zweck und Reich die ganze Ausdehnung des Daſeins

umfaßt, und mit ihm im Augenblicke der Vollendung zuſammenfällt: ſo giebt es auch Zuſtände genug in der Seele eines jeden Einzelnen, welche auf das Daſein einer idealen Kunſtwelt hinführen, und matte Vorbilder des Kunſtwerkes und der Befreiung deſſelben von äußern und materiellen Bedingungen ſind. Eine dieſer vorbedeutenden Erſcheinungen iſt der Traum. Wie eng knüpft er ſich nicht an die Umgebung und die Gegenſtände des gewöhnlichen Lebens, und wie weit geht er nicht über ſie hinaus! Er bindet ſich an keine Bedingungen des Raums, keine Einengungen der Zeit, nicht an den verſtändigen Gang der Geſchäfte, nicht an Form und Geſtalt und die Verknüpfung nach Grund und Folge; und wer iſt derjenige, der auftreten und ſagen kann: er habe im Traume nicht vor dieſen Phantasmen gezittert, nicht ſich im Traum an den bunten Spielen der Einbildung ergötzt, ſei nicht entzückt worden von den Arabesquen der Phantaſie? Derſelbe Fall iſt es mit dem Zuſtande des Rauſches und des Wahnſinnes. Auch dem Trunkenen und Raſenden ſchließt ſich eine innere Welt der Phantaſie auf, welche zwar durch die äußere geweckt und veranlaßt wird, in welcher aber die Geſetze der realen nicht mehr paſſen. Und nun legt euch

ſelbſt die Frage vor: Ob die Welt des Träumenden, Berauſchten, Wahnſinnigen in dieſen Zuſtänden, weniger Daſein und Gegenwart habe als die wirkliche und umgebende? und ob es Beweis gegen ihre Realität ſei, wenn die Umſtehenden, oder der Erwachte, Ernüchterte, Geheilte über ſich ſelbſt und den feſten Glauben an die Phantaſie ſpotten oder lachen. Es kann euch nicht unbekannt ſein, daß man den Enthuſiasmus des Künſtlers und die Wirkungen des Kunſtwerks oft mit dieſen Zuſtänden verglichen hat; aber dieſer Spott und flüchtige Einfall hat einen tiefen, verbedeutenden Ernſt, und der Unterſchied liegt in dem freien Spiel des einen, und der unwillkührlichen Richtung des Gemüths bei dem andern.

Ihr werdet es mir alſo zugeben müſſen, daß das Daſein des Menſchen durch eine Menge Gegenſtände eingeengt und gehindert wird, daß eine blinde Nothwendigkeit von allen Seiten auf ihn eindringt; daß er, eben weil er ſich frei fühlt, gegen dieſen Feind ſeiner edlen Exiſtenz anſtrebt, und daß daher das ganze Daſein des Menſchen in nichts anderm beſteht, als in dieſem Streite, in welchem der Sieg nie vollſtändig, der Angriff daher immer erneuert wird, wodurch der Kampf ewig dauert. Und wenn nun Verwandelung der

Nothwendigkeit in Freiheit der letzte Zweck des Menschen ist; so sehet ihr leicht ein, daß mit dem Umfange, und den erweiterten Gränzen des Reiches der Freiheit, der Werth des Menschen wächst; und wenn auch dieser Werth kein sittlicher ist, daß die Kraft mit Freiheit die Hindernisse zu besiegen, in einer ausgezeichneten Kühnheit sich äussernd, Bewunderung, Ehrfurcht und Anbetung verdient. — Allein ihr bemerkt auch, daß eine unbedingte Aeußerung der Freiheit in der körperlichen Welt nicht möglich sei. Wer kann dem Sturme, den Jahreszeiten, den Elementen, dem Glücke, der Krankheit, dem Tode gebieten? Ihr könnt, so lange ihr nichts liebt als diese Realität, nur mehr oder weniger, nie ganz frei sein; tausend Gesetze bedingen euer Dasein, schränken eure Wünsche, engen eure Strebungen ein. Und daher entsteht euch eine tiefe, unvertilgbare Sehnsucht nach einer andern Welt, wo ihr selbst euch die Gesetze gebt, wo euer Wollen nur durch euer Wollen bedingt, eure Thätigkeit nur durch euer Thun bestimmt wird, wo die Nothwendigkeit sich in deutlich ausgesprochene Freiheit auflöset, und die Harmonie harmonisch erscheint. — Ihr könnt mir nach dem Vorigen die Ahnung einer solchen Welt nicht absprechen, und

wenn ihr schon an dieselbe nicht glaubt, so müßt ihr sie doch für wünschenswerth erkennen, eurer Ahnung nachgehen; und wenn ihr Dasein nicht zu leugnen sein sollte, wenn es euch auch nur vergönnt würde, Tempel und Altar von ferne zu schauen, nicht als dienender Priester die Göttin zu kränzen und zu umtanzen, so wird euch dennoch dieser Anblick über den engen Kreis eures Daseins wegheben, die Sehnsucht nach dem Höhern wird in eurer Brust entbrennen, und ihr werdet das Leben besser verstehen.

Eine solche Welt zu eröffnen, in welcher alles unabhängig ist von den groben Bedingungen der Körperlichkeit und des irrenden Scheins, in welcher sich alles ohne äußeres Hinderniß und Schranke, ohne Begränzung und Einengung bezieht und bewegt; diese Welt der Freiheit und der Idealität aufzuschließen, ist das Streben der Wissenschaft und Kunst. Ich denke zu gut von euch, um glauben zu können, daß ihr das Reich der Freiheit mit dem Spielraum einer ungezähmten und regellosen Willkühr vermischen und verwechseln könntet. Denn weit entfernt, daß die ideale Welt in dem Aufheben der Regel, und in der unbedingten Disharmonie bestehen sollte, ist es vielmehr ihr Eigenthümliches, die reine Regel als

höchste Harmonie festzusetzen und in dem Reiche der Ideen Analogien der körperlichen Welt, durch sie eine ideale Nothwendigkeit, aufzustellen. Nur sehr ihr leicht, daß jene Nothwendigkeit als etwas von der Freiheit nicht abhängendes existirt, diese dagegen durch unsere eigene Wahl, mit dem tiefen Gefühl eines Gesetzes begleitet, entsteht. Jene hassen wir und kämpfen gegen sie an, als gegen eine drückende Schranke unserer Freiheit und unserer edlen Natur, diese lieben wir als unser eigenes Geschöpf, als ein Dokument der tiefen, höchsten Einrichtung unserer Natur, der unentfliehbaren Regel, der unbedingtesten Harmonie.

Soll nun eine solche ideale Welt aufgeschlossen werden, so muß auch nichts in ihre Gränzen aufgenommen sein, was mit der realen auf irgend eine Weise durch irgend eine Beziehung zusammenhängt, denn ohngeachtet vielleicht die höchste Bildung damit endigen muß, daß man sich unbedingt der Natur in allen ihren Ausstralungen, mögen sie die schönste oder die grausendste, die lieblichste oder schrecklichste Gestalt tragen, hingiebt, als einer gütigen Mutter, welche sich in keiner ihrer einzelnen Bildungen verleugnet: so muß doch der Weg dazu mit sorgfältigem Trennen in die Einzelnheiten beginnen. Dieses Un-

abhängige von der äußern Welt iſt aber die Vorſtellung, die Idee. Denn ob ſchon die Maſſe derſelben (von dem gewöhnlichen Geſichtspunkte aus) uns durch die äußern Gegenſtände entſteht: ſo können wir doch, ſobald ſie entſtanden ſind, mit Freiheit über ſie herrſchen, zu mannichfaltigen Formen ſie verarbeiten; und ſie ſind alſo die Materialien der idealen Welt, ihr Umfang beſtimmt die Größe des möglichen Gebäudes.

Ihr fragt vielleicht, wie es möglich ſei, den Vorſtellungen und Ideen, welche ſchon über die craſſe Realität hinaus ſind, eine Beziehung auf dieſelbe beizumiſchen und zu welchem Zwecke und Streben dies geſchehen ſei? Ich muß hierauf mit wenigem antworten, weil der Irrthum, eben weil bei ihm etwas Wahres zum Grunde liegt, noch ſo oft begangen wird. — Ihr fühlt euch durch das, was wir Körper nennen, unauflöslich und unzerreißbar an das Reale gebunden, ihr müßt, durch eure Bedürfniſſe gezwungen trotz allem Widerſtreben zu ihm zurück, und nur mit manchen Entbehrungen, mit vielen Unterbrechungen, gleichſam nur verſtohlen und heimlich, können die meiſten Menſchen ihrer Sehnſucht nach den Idealen ſich hingeben, und ſie befriedigen. Nun gab es einige, welche dieſe Nothwendigkeit in dem Aeuſ-

fern zu leben, und dieſe Sehnſucht bemerkten, die aber zugleich die craſſe Realität, als das erſte und wirklichſte anſahen, und ſich dadurch bewegt fühlten, die ganze Maſſe der idealen Materialien und die Thätigkeit der Kräfte, welche ſie ausbilden ſollten, für das Körperliche in Anſpruch zu nehmen, und ſo Verſtand und Phantaſie zu geiſtigen Hörnern und Klauen umzubilden, mit denen man das Feindliche abtreiben, und das was man ſich aneignen will, bequemer erfaſſen kann. Da die Anwendung dieſer Kräfte zu dem erwähnten Zwecke möglich iſt; und da man dem was iſt, das Gute in einem gewiſſen Geſichtspunkte ohne Ungerechtigkeit nicht abſprechen kann: ſo muß wohl dieſe Anwendung ſelbſt intendirt und erlaubt ſein, wenn man auch über die wahnſinnigen Anforderungen, und über den Grad von proſaiſcher Verrückung mit welchem manche dabei verfahren, billig in Erſtaunen gerathen muß. Dieſe Subordination der Vorſtellungen, Ideen und der wirkenden Kräfte unter die Körperlichkeit, dieſes abſolute Verwenden der edlern Thätigkeiten für das Reale und die ſinnliche Natur des Menſchen, iſt das Streben nach dem Nutzen, für welchen es immer, aber nie mehr als jetzt pöbelhafte Schwärmer genug gegeben hat: deren einer einſt offen-

herzig und öffentlich bekannte, daß er den Genuß der Kunst und Wissenschaft gern hingeben wolle, wenn er überzeugt sein dürfe, daß die Kräfte, welche auf die Erhöhung dieser verwandt würden, auf das, was er Wohl der Menschheit nannte, angewandt werden würden.

Allein, so überzeugt ich sein kann, daß Niemand von euch zur Klasse dieser uninteressanten Verrückten sich neigen werde, die für das Gemeine als für einen Abgott schwärmen: so muß ich bei eurer zahmen Kühnheit fürchten, daß ihr in einen andern fast eben so verderblichen Irrthum verfallet, der um so gefährlicher ist, weil er für die Klasse, zu welcher ihr gehört, am meisten sich eignet. Es giebt so viele gutmüthige und schwache Menschen zugleich, welche es wohl ahnen, daß alles Streben mit einer vollkommenen Harmonie, mit einer Verknüpfung alles himmlischen und irrdischen, aller Realität, Speculation und Kunst schließen müsse, denen aber die Kraft fehlt, sich im Denken und Fühlen bis dahin aufzuschwingen, wo das Einzelne verschwindet, und das Ganze zu einem großen, gränzenlosen, ewigen Meere wird. Im Innern und tiefster Seele bangend vor der Einseitigkeit und dem Verlieren in das Einzelne, wollen sie

zur Sonne fliegen, um der Harmonie und dem Tanze der Weltkörper näher zu ſein; und doch ſoll ihnen die Erde mit ihren Zwerggeſtalten nicht aus den Augen kommen: in dem Beſtreben zwei Entgegengeſetzte zu vereinigen, ſchweben ſie unentſchieden in der Mitte; in ihrem ängſtlichen Antlitz lieſt man immerfort die Furcht vor den ſittlichen Folgen einer kühnen Philoſophie, und einer ergreifenden, ſcheinbar regelloſen Kunſt; ſie berechnen mit Pünctlichkeit, wie wohlthätig oder verderblich dieſe kecken Reſultate, jene kraftvollen Anſchauungen, auf die jetzige Generation wirken könnten; ſie ſind des feſten Glaubens, es ſei möglich in der Spekulation zu weit zu gehen, die Kunſt könne jemals unſittlich ſein; und der Rückweg zur moraliſchen und realen Welt könne durch ächte Scienz und Kunſt unmöglich gemacht, verlohren werden. Sie zeigen es durch alle dieſe Aeußerungen, wie wenig ſie die Freiheit des Geiſtes verdienen, weil ſie ſie nicht erfaſſen und ertragen können; und daher ſollten ſie ſich entfernt halten von der Spekulation und der Kunſt, welche keine kränklichen Geiſter erfordern, keine Seelen, welche vor Mühſeligkeiten zurückbeben, vor Ideen und ihrer eigenen Freiheit erſchrecken und deren Thätigkeit abhängig iſt, von der leichten Diät

einer

einer populariſirenden Philoſophie, die ſich nur geſund fuhlen in dem Gebiete einer unterhaltenden oder moraliſirenden Kunſt. Ein äußerer oder innerer Stoß, giebt ihnen oft die momentane Kraft, einen Blick zu thun in die romantiſchen Reiche der ächten Philoſophie und Kunſt; die phantaſtiſchen Organiſationen, Abgründe, Felſenmaſſen und Wolkenzuge und die ideale Abbildung des Realen für einen Augenblick anzuſchauen, aber ſie ſchlieſſen ſchnell ihr furchtſames Auge, und oft ergreift ſie ein körperlicher Wahnſinn und jäher Tod, wie er die Unglucklichen ergriff, welche mit ſterblichen Blicken und ſinnlicher Begier die Geſtalten der unſterblichen Götter zu ſchauen trachteten.

Ihr werdet es wiſſen, daß man die Kräfte des Gemüths, ſo fern ſie auf unſere Gegenſtände Bezug haben, in zwei zu trennen pflegt, in den Verſtand und in die Einbildungskraft, und ihr erlaubt mir wohl vorlaufig, auf jener Trennung ſo ſtrenge als möglich zu fuſſen. Ihr ſeht, daß man von dieſen Kräften als aufbauend, in der Maſſe der Vorſtellungen und Ideen jede nach ihrer eigenen Natur wählend und Produkte ſchaffend zu ſprechen denkt. Es iſt ein ſehr gemeiner Irrthum, die nach den Geſetzen dieſer Kräfte vollendeten Produkte mit dem Namen der Kunſt

und der Wissenschaft zu belegen, und ich habe es nicht nöthig, Beispiele dieser Verwechselung anzuführen, da sie so häufig ist, und fast täglich unter unsern Augen geschieht. Aber wie war es möglich, die Produkte eines reinen Verstandes mit dem edlen Namen der Wissenschaft zu belegen? Wie konnte man zu dem Irrthume kommen, diese einzelne Kraft, diese Form, diese Hand des menschlichen Geistes, welche nur auffaßt und in zierliche Ordnungen schlichtet, als das unbedingte Streben des Menschen zu setzen, und sein Spiel mit Begriffen dadurch seinem eigenen Richterstuhle zu unterwerfen. Die verständige Verknüpfung einzelner Notionen, eine streng-logische Reihe von Begriffen, eine willkührliche Verbindung von Formen und Fachwerk, eine sinnreiche Ordnung zierlicher Formeln, sie können zwar ein luftiges Gebäude bilden, vor welchem auch der tiefere Forscher neugierig verweilt, und welches er als das Dokument einer Kraft, mit Verwunderung lobt, bei welchem er aber innig fühlt, daß dieselbe Willkühr, welche es erbauen, es auch vernichten kann; und welchem der Sehnsüchtige, nach Gewißheit dürstende unwillig den Rücken kehrt, weil diese magere Sophistik, dieses ins Unendliche wiederholbare

Spiel mit Formeln, nicht im Stande iſt, die Hoffnungen zu erfüllen, welche das innere Gemüth von der Wiſſenſchaft hegt, denn keine ſinnreiche Verknüpfung löſet die Räthſel um uns, giebt uns die Gewißheit, nach welcher wir ſchmachten, und läßt die Erquickung hinſiechen, deren die edlere Natur bedarf.

Eben ſo vergeblich iſt es, durch die reine Einbildungskraft und durch ihr unbedingtes Spiel, durch ihr vollendetes Beſtreben einen Theil der Vorſtellungen und Ideen ſich anzueignen und in Geſtalten darzuſtellen; die Kunſt zu erklären, oder zu ſchaffen. Ihr ſeht es ja täglich, daß es den Mittelmäßigſten gelingt, daß ſelbſt die Talentloſern nicht vergeblich ſtreben der Einbildungskraft eine Reihe Bilder vorzuführen, ſie in eine Spannung zu verſetzen, ſie zu ſchrecken, zu reizen, zu unterhalten. Allein dieſe faſt mechaniſche Operation, welche man, um die Verächtlichkeit dieſes Strebens, und ſeine gänzliche Entfernung von allem Muſikaliſchen und den Muſen zu bezeichnen, ein Amuſiren nennen könnte, darf mit der ächten Kunſt nicht verwechſelt werden. Sollte denn der Zweck derſelben erfüllt, ſollte die unauslöſchliche Sehnſucht in uns geſtillt ſeyn, mit der Erzeugung eines künſtlichen, wachen Traumes? mit

der Hervorbringung eines flüchtigen Rausches? mit dem Genuß eines milden und willkührlichen Wahnsinnes? Eure eigene Erfahrung wird euch vom Gegentheil belehren, jene Sehnsucht kehrt nach diesem leeren Genusse, nach dieser unbefriedigenden Abweisung, nach dieser deutlichern Ahnung des Höhern und Bessern, ungestümer und heftiger zurück; wie die Forderungen eines Gläubigers in dem Maaße dringender und bestimmter werden, als ihm die Möglichkeit seiner Befriedigung, die Willkühr des Verzugs einleuchtet, und das eigene Bedürfniß spornt, treibt und anmahnt.

Ich will euch nicht mit Aufzählung der mannigfaltigen Irrthümer und Mißverständnisse aufhalten, welche daraus entstanden sind, daß man theils die Einbildungskraft dem Verstande subordinirte, statt beide Kräfte zu coordoniren, theils jene und diesen als höchste, unbedingte Kräfte in dem menschlichen Geiste aufstellte, auf deren Befriedigung alles Streben der Kunst und Wissenschaft gerichtet sein müsse, mit deren Befriedigung sie entstanden wären und ihr vollendetes Dasein erhielten. So schreibt es sich aus jener Ansicht her, daß man von dem Kunstwerke eine logische Subordination der Theile und der kleinsten Einzelnheiten fordert, als wenn das Kunstwerk das Schema eines Sy-

ſtems ſei, und vollkommen, wenn es daſſelbe darſtelle; ſo dachten andere roh genug, die Schönheit als das Princip, und das Vergnügen als den Zweck der Kunſt anzunehmen, und idealiſirten ſie dadurch zu einer feinern Gattung von Herberge, in welcher man ſich eine Behaglichkeit und Wohlſein erkaufen kann; und wieder andere machten ſie zur Abſchreiberin der Natur, zur blinden Nachahmerin, weil ihre Materialien ſcheinbar aus der reelen Welt entlehnungen, und wieder in eine ihr analoge Ordnung zuſammengefugt werden können; als wenn man der Kunſt bedürfe, um etwas hervorzubringen, was man kräftiger, voller und ſchöner in der Natur finden kann. — Ich ſchweige von jenen gutmüthigen Schwächlingen, welche die Kunſt zur Sklavinn der Sittlichkeit und zum Supplemente der Geſetze wünſchten; denn es iſt zu klar, daß dieſe weder von der Sittlichkeit, noch der Wiſſenſchaft und Kunſt, die geringſte Ahnung hatten.

Das Wahre alſo von der eben aufgeſtellten Anſicht iſt: daß Verſtand und Einbildungskraft die nothwendigen Organe ſind, durch welche Kunſt und Wiſſenſchaft ſich ausſprechen. Der Irrthum: daß man Mund, Zunge und Lippen; mit Sprache, Inhalt und Geiſt verwechſelt; und daher erſchei

nen die reinen Produkte dieser Kraft so unerquicklich, so regellos, so willkührlich und so unbedeutsam; daher die Verachtung der Wissenschaft und Kunst, als eines mühseligen Spieles oder einer zierlichen Possenreißerei. —

Ihr fordert aber von der Wissenschaft, daß sie alles Daseyn, sowohl das reale, als das ideale, sowohl das der Wissenschaft als der Kunst, sowohl euch selbst als Körper; als euch mit euren geistigen Organen unter ihre Sphäre befasse; und die unendliche Welt mit ihren zahllosen Ausstralungen, Spaltungen und Erstrebungen wollt ihr ergreifen und verstehen. Ihr seht daher, der Zweck derselben ist die Erklärung des Universums; und ihr begreift leicht, daß diese nur für eine Kraft gegeben werden kann, welche jenseits des groben Organismus des Verstandes, der Einbildungskraft, und der historischen Aufzählung von Thatsachen liegt; und daß Wissenschaft nicht zu Stande kommt, wenn man, was die Erfahrung lehrt, unter den Verstand subsumirt, und durch ein imaginatives Zusammenstellen ähnlicher Aeusserungen in einer Einheit, nicht darstellt, sondern als eine Abart der Kunst — erkünstelt. Wie ihr dieses Unbekannte, dieses letzte nie Erscheinende benennen wollt — Vernunft — Ich — Unend-

liches — Unbedingtes, kann uns hier gleichgültig ſein, wo wir nicht die Wiſſenſchaft, ſondern nur ihr Streben auszuſprechen bemüht ſind. — Ich nannte die Wiſſenſchaft die Erklärung des Univerſums, und ich muß auch bitten, daß ihr über dieſen Ausdruck nicht nach eurer Gewohnheit flüchtig wegeilt, und weil dieſe Worte euch wörtlich bekannt ſind, ſie ohne weiteres als verſtanden annehmt, und in eurem Gedächtniſſe aufbewahrt. Ihr ſeid gewohnt das Wort Erklären in dem Sinne zu nehmen, daß es eine hiſtoriſche Aufzählung von Merkmalen eines Dinges bezeichnet, als eine Formel, um in den Rechnungen eures willkührlichen Zahlenſyſtems euch ohne große Mühe zu recht zu finden. Wenn wir nur dieſen engen und begränzten Sinn mit dieſen Worten verbänden, was wäre Wiſſenſchaft mehr, als wieder ein reines Verſtandesprodukt! und eure ſogenannten Philoſophien und Naturlehren hätten dergleichen zu Schaaren geliefert. — Allein hier ſollt ihr unter Erklärung das klar machen und klar werden des Univerſums durch den Verſtand für die Vernunft und den höhern Sinn verſtehen, und ihr begreift daher leicht, daß nicht von etwas Willkührlichem, ſondern von einem Nothwendigen; nicht von etwas Einzelnem, ſondern von einem Ganzen; nicht von

etwas Vergänglichem, ſondern von einer ewigen und durchgeführten Anſicht die Rede iſt. — Dieſe Anſicht nun kann ich euch mittheilen und deutlich machen, ohne euch in das Gebiet der Wiſſenſchaft einzuführen, welche den Beweis davon liefert; dieſe Anſicht iſt ihr Reſultat auf das ſie zurückkommt, wenn ſie ihren Lauf vollendet, von welcher ſie ahnend ausgeht. Dieſe Ahnung nun in euch zu erwecken, die Analogien, welche dieſe Anſicht als die wahre vermuthen laſſen aufzuſtellen, iſt der Zweck meiner nächſten Worte.

Ich muß euch zuvörderſt darauf aufmerkſam machen, in welche groſſe Verlegenheit ihr gerathen würdet, wenn ihr, in dem Sinne, in welchem wir dies Wort hier nehmen, die Möglichkeit einer Erklärung, erklären ſolltet. Ihr würdet dann vielleicht, wie mehrere gethan haben, an welche eine ähnliche Frage und eine gleiche Foderung ergieng, durch irgend eine Formel, durch irgend ein Paar Nichts ſagende Worte, etwas Poſitives an die Stelle von jenem Ausdrucke ſetzen; und ſo die Sache durch eine Form umgehen. — Glaubt ihr denn aber wirklich, daß auf dieſe Frage keine andere Antwort möglich ſei, als dieſe formale, welche nichts lehrt, ſondern nur immer abweiſt und nie berichtigt? Laßt uns daher ernſt-

lich fragen: Ob ihr wohl etwas, eurer Natur diametral entgegengeſetztes, etwas ihr ganz heterogenes; etwas, was mit ihr ganz im direkteſten Widerſpruche ſtände; ob ihr, wenn unter den Objekten im Univerſum ein ſolches möglich wäre, dieſes begreifen, es euch aneignen, es verſtehen, es erklären könntet? Ihr werdet dieſe Frage mit Nein beantworten müſſen, da ja, um als ein Beiſpiel das Individuelle anzuführen, die tägliche Erfahrung es lehrt, daß in eben dem Grade, als Objecte, Begriffe, Empfindungen von dem Individuum entfernt liegen, auch die Schwierigkeit wächſt, ſie zu erfaſſen und zu erklären. Der Blindgebohrne, dem der Sinn für die Farbe fehlt, kann dem Begriffe deſſelben ſich nur bis auf eine gewiſſe Weite nähern; Töne, die ſein Ohr treffen, das Betaſten der Oberfläche der Körper, ſie müſſen ihm als Analogien der Farbe, als vorbedeutende Bilder einer Empfindung dienen, deren Annehmlichkeit ihm das Schickſal verſagt hat. — Solltet ihr aber einwenden, daß es ſo etwas abſolut Unbekanntes und Unerklärliches im ganzen Univerſum nicht gäbe, daß wir uns immer bis auf einen gewiſſen Grad nähern und es uns aneignen können: ſo kann ich euch darin nicht widerſprechen, weil eure Meinung die richtige iſt:

allein ich mögte euch doch nach dem Grunde fragen, warum ihr diese Behauptung so kühnlich, und als an sich gewiß aufstellt. — Ihr seht aus dem Vorigen deutlich, daß ohne einen gewissen Zusammenhang zwischen dem Erklärenden und Erklärten anzunehmen, einen Zusammenhang, dessen Grund wir höher suchen müssen, alle Erklärung unmöglich ist. Den Grund dieses Zusammenhanges aber, können wir nur in einer Aehnlichkeit des Erklärenden mit dem Erklärten, einem Uebereinkommen beider; und in einer Verwandschaft zu einander finden. — Denn ihr begreift es doch leicht, daß ich nur das, was wirklich mein ist: das, was ich nach allen Wirkungen durchdrungen und ergriffen habe, wirklich erklären kann; und daß eben jener allgemeine Zusammenhang der Dinge in der Welt, von welchem ihr so oft sprecht, nichts ist, als die sinnliche Anschauung einer allgemeinen Aehnlichkeit, welche in allen Reihen der Dinge und in allem Einzelnen herrscht, und auf welche wir von allen Seiten aufmerksam gemacht werden. — Noch hat uns keine Erfahrung die absolute Gränze des Erklärbaren gezeigt, so oft man auch glaubte sie gefunden und ergriffen zu haben. Aber immer entstanden kühne Geister, welche sie weiter rückten; noch kühnere, welche die Kühn-

heit der Erstern verdunkelten; und ihnen folgten neue Erweiterer, des erweiterten Gebiets. — Nun werft einmal einen Blick auf die Natur, wie sie sich vor euren Augen ausbreitet, wie sie sich euch darstellt; und wie eine Reihe von Erfahrungen, in jenen Collektaneen, welche man gewöhnlich Wissenschaften nennt, bequem zusammengestellt, sie aufzeigen. Da werdet ihr es bemerken, daß alles ausgeht von einem Einfachen, Bleibenden, Festen; sich dann zu der Organisation der Pflanzenwelt und der willkührlichen Bewegung, bis zu dem Thiere aufschwingt, bis sich diese in der sinnlichen Erscheinung des menschlichen Körpers schließt, die sogenannten geistigen Organe beginnen, bis endlich die Vernunft als höchste Spitze die Pyramide des Universums endet. — Nun fragt ihr aber nach einer Erklärung des Universums, und indem ihr fragt, setzt ihr die Möglichkeit einer Beantwortung voraus und hofft auf dieselbe; ihr setzt eure Hoffnung zum Theil schon erfüllt, indem in den Collektaneen zur Wissenschaft manche Reihe des Daseins, wenn schon nicht befriedigend und aus einem niedern Gesichtspunkte, schon erklärt ist; und wenn nun, wie ihr selbst zugeben müsset, alles Erklären eine Aehnlichkeit und Verwandschaft mit dem Erklärten

voraussetzt, so könnt ihr es wahrlich nicht übereilt nennen, wenn als etwas mögliches und vorläufiges angenommen wird: daß aus der Vernunft sich alle Reihen des Daseins, wie aus einer Quelle ergießen, daß sie ihr Werk, und daher erklärbar und durchschaubar sind: daß es eben in der Vernunft ein Gesetz gebe, nach welchem sie sich gerade in diese Reihen und Organisationen spalte, daß in mehreren derselben der menschliche Geist unbewußt wohne, und daß eben die Wissenschaft den Beweis für diese Behauptung führen, daß sie den sich ergießenden und ausstralenden Geist entdecken, auffassen und darstellen müsse.

Ich darf es euch nicht länger verhehlen, daß dasjenige, was ich eben als eine vorläufige Annahme aufstellte, als eine sinnreiche Hypothese die Möglichkeit des Erklärens zu erklären, auf welche wir durch manche bedeutsame Winke in der sinnlichen Sphäre geleitet werden, wirklich in den neuern Zeiten geleistet worden. Man hat Mittel gefunden, ohne Zuziehung der Erfahrung, die ihrer Unendlichkeit wegen, den Beweis durch vollständige Induktion, niemals liefern kann, einen andern sichern Weg zu betreten, es zu beweisen, daß dem so sei, und dadurch die wissenschaftliche

Anſicht des Univerſums als eine nothwendige zu rechtfertigen. — Nach dieſer Anſicht wäre alſo der menſchliche Geiſt, Quelle und Form des Daſeins, welcher ſich nach ewigen, nothwendigen Geſetzen in Naturbilder ergöſſe; und ſie die Natur, die unermeßliche, ewige, mit ihren unvergänglichen Geſtalten und wechſelnden Individuen, wäre das lebendige Ringen und Kämpfen des Geiſtes, welcher alles durchdrungen und ſich in tauſend und aber tauſend Strahlen, Farben und Glanz zerſplittert und gebrochen. Gefeſſelt im Einzelnen, aber nicht unterdrückt, drängt er ſchmachtend und ſehnend, ſich mächtig der Urquelle entgegen, und ſtürzt ſich immer in engere und engere Kreiſe nach dem Unendlichen hin, der Naturgeiſt iſt das Drängen darnach, und der Menſch, an der Gränze ſtehend, das Unendliche wie alles ahnend, ſuchend und auffaſſend, iſt die Krone der lebendigen, abgeſtuften Reihe: die Vollendung, die Verklärung der Natur, die zum Bewußtſein durchgebrochene Intelligenz, der das ganze Reich der Strebungen und Evolutionen vorbildend und unterthänig iſt. — Nun wäre ſelbſt die Sphäre der Nothwendigkeit nicht aufgehoben, aber in Freiheit umgewandelt, Eines würde zu Allem, Alles drängt ſich nach Einem, wir wären frei von aller

Körperlichkeit, lebten und schwelgten im ewigen, unvergänglichem Genusse, im reinsten, ungetrübtesten Glanze des Daseins. Indem das Universum als ein Streben erschiene das Unendliche zu erfassen und darzustellen, wäre es ein Kreis brüderlicher, befreundeter Wesen, alle Individuen reiheten sich an zu einem Tanze der sehnsüchtigen Wonne, und verloren sich wieder in dem Strome allgemeiner Zärtlichkeit, Seligkeit, Wonne und Liebe.

Es wäre daher der Zweck der Wissenschaft — denn es giebt nur eine und die andern, welche man mit diesem Nahmen nennt, verfolgen diese Ansicht nur in den einzelnen Reihen des Daseins und borgen Gewißheit, Licht und Glanz, nur von der Einigen, der Philosophie — das Universum als die erweiterte Menschheit, als das in verschiedenen Gestalten ringende Streben nach dem Unendlichen aufzustellen, dem freien Wesen seine Freiheit zu beweisen, ihn idealisch aller Nothwendigkeit zu entbinden, die ewige Harmonie und Regel der Existenz, das einfache unvermüstliche Ganze des Daseins aufzudecken, alle Furcht in ihm auszutilgen, ihn nicht mehr erzittern zu lassen vor Gesetzen, welche er in sich trägt, vor Gegenständen, die nur ein matter Abglanz, eine andere

Form von ihm selbst sind, mit denen er sich, wie mit allem Aeußern und Geistigen, aller Körperlichkeit und Kunst, verknüpft, verbunden, verwandt, befreundet, verbrüdert denkt. —

Wenn ihr von diesen kühnen Streben überrascht, von der Aufstellung dieser göttlichen aber verwegenen Ansicht in Erstaunen gesetzt, an ihrer Wahrheit und Gewißheit zweifelt, wenn ihr die Analogien, welche ich aufgestellt habe, für nicht beweisend, wenn ihr diese Erklärung als dem Augenscheine widersprechend, unwahrscheinlich, ja fast unmöglich findet, so erfahre ich nur, was ich schon an vielen beobachtete; daß das Urtheil so oft der Einsicht und Anschauung zuvoreilte; und wenn es euch ein Ernst ist in die aufgestellte Ansicht einzugehen, so kann ich nichts, als euch an die Quellen verweisen, in welchen das was ich euch lehrte, den ersten Elementen nach, aufgezeichnet ist; und die euch zwingen werden, jene Ideen als wahr und richtig anzuerkennen. — Wenn aber nun jene, denen die Augen hell geworden, denen der Schleier des Universums gefallen ist, mit großer Festigkeit und Ueberzeugung von dieser Ansicht sprechen, so rechnet ihnen dies nicht als eine Anmaßung und als ein Ueberheben an; diese Form trägt oft die Ueberzeugung gegen die schwachsin-

nige Meinung: und eine erworbene Ansicht des Universums muß mehr als jede einzelne Ueberzeugung diese Gestalt haben, weil der Beweis derselben in jedem Einzelnen gelesen werden kann, vor welchem der stumpfere Sinn gleichgultig vorübergeht — Der wissenschaftlich gebildete Mensch erblickt daher auch in jedem Individuum einen Punkt, von welchem aus er auf das Ganze übergehen, durch welchen er eine Wissenschaft beginnen könne; und wie das Universum sich zur Kugel neiget und bildet, wie von jedem Punkte der Peripherie aus, der Weg zum Mittelpunkte gleich weit ist, so auch in der Wissenschaft, dem idealen Bilde desselben. —

Und nun werdet ihr es euch erklären können, woher es komme, daß Menschen vor Wissenschaft, Spekulation und Philosophie, vorzüglich aber vor dieser verwegensten und kühnsten Spitze in den innersten Tiefen ihres Geistes, schaudern und erzittern. Es sind nicht blos jene verachtlichen, flachen Seelen, welche einzig mit ihrem Individuum und dessen Wohl und Heil beschaftigt, durch die Intuition dieser Ansicht in Schrecken gerathen, sondern auch stärkere und edle erbeben wohl vor derselben. Denn es wird in der That keine gemeine Stärke des Geistes erfordert, wenn jeder Boden unter den Füßen sinkt, wenn alles verschwindet,

an

an welchem der ausgeſtreckte Arm ſich ſonſt zu halten pflegte, wenn das Einzelne zerrinnt, das Individuum ſich in Schein auflöſt und alles umher ſich in Andeutungen und unerreichte Strebungen verwandelt und in ein gränzenloſes Meer von lichtem und glänzendem Daſein zuſammenfließt, nicht in eine Verzweiflung an dem Erreichbaren und Bleibenden zu verfallen. — Das nahe Anſchließen des Daſeins bis zur Unmöglichkeit das Einzelne und Individuelle zu unterſcheiden, wie nahe liegt es der öden Einſamkeit des idealiſtiſchen Skeptikers; der lichte Glanz des Univerſums, von dem ein jedes Individuum ein geblendetes Auge wendet, wie leicht wird er mit der dichten Finſterniß, mit der Unmöglichkeit aller Erkenntniß verwechſelt; und das Meer von Weſen, welche ununterſcheidbar in ein Einziges verſchwimmen, müſſen ſie nicht oft dem ſehnſüchtigen Sinne als eine einſame Ausſicht in eine Sandwüſte erſcheinen?

Ach, dieſer Schrecken der Wiſſenſchaft, er ſchweigt nur in dem Buſen, in welchem die Liebe ganz ausgeſtorben iſt. Ja ſie giebt uns Ruhe dieſe idealiſche Anſicht des Univerſums, aber nur dadurch, daß ſie unſerer Sehnſucht zu ſchweigen gebietet, daß ſie der Heiterkeit befiehlt hervorzu-

ereten. Dieſe Ruhe iſt die eines Weiſen, welcher ſich in die groſſen, unabänderlichen Bedingungen der Exiſtenz ergiebt, wie er ſich in die kleinen, mühſeeligen ſeines bürgerlichen und Familienlebens fugt. Sie iſt die Reſignation einer groſſen Seele, völlig Verzicht thuend, nicht vergeblich klagend um das, was keine Macht gewähren kann. Wo kein Straüben hilft, wenn die Freiheit, um frei zu ſein, ſich ſelbſt eine Nothwendigkeit ſchafft, wenn es ihr Geſchäft iſt, kämpfend und ringend mit ihr, ſiegend und unterliegend zu wirken, zu ſchaffen und zu zerſtoren, was bleibt übrig, als eine groſſe Ergebung in das Schickſal und ein unermüdliches Beharren in dem engen Gebiete der Pflicht und der Nothwendigkeit. — Wiſſenſchaft iſt ideale Erklärung des Univerſums, Auffaſſung deſſelben in der Vernunft und ausgeſprochen in und für den Verſtand. Mag die Wiſſenſchaft aus der Anſchauung entſtehen, mag ſie in jedem Einzelnen ſich beſtätigen und beweiſen, ſie bleibt ewig nur ein Denken, nur ein Befriedigen der Vernunft durch den Verſtand; und kein Begriff, kein Beweis, kein Wiſſen verſöhnt uns mit einer Anſicht, von welcher ſelbſt die Wiſſenſchaft beweiſen muß, daß ſie unſerer Natur fremd iſt.

Iſt es denn nicht eine der Hauptlehren in der Spekulation: daß eine Körperwelt, eine Sinnlichkeit mit ihrer dringenden Nothwendigkeit und Gewißheit, daß ein Reich der Anſchauungen uns ein Bedürfniß ſei, uno zerſtört dies nicht die Wiſſenſchaft? Stellt ſie nicht eine Anſicht auf und beweiſt ſie dieſe nicht als wahr, welche unſerer Sehnſucht und Liebe zur Realität diametral entgegenſteht. Fühlen wir uns doch ewig nach der ſüßen Körperwelt hingezogen, iſt es uns doch unmöglich, auf der Höhe der Speculation dauernd zu verweilen, deutet doch unſere Natur auf das Einzelne, als auf das einzig Gnügende, erſcheinen wir uns doch ſelbſt, in dem Meere der Welt, in dem engſten Zuſammenfluſſe des Daſeins als Individuen, brennend und ſehnend nach dem Engen, dem Beſtimmten und Einzelnen. Wir werden ja in der Anſchauung gebohren, und wenn wir durch die Speculation bis auf eine gewiſſe Weite von ihr getrieben werden, ſo ſtellen wir ſie in ihr idealiſch und erklärend wieder her; und wir könnten nicht, ſollten nicht zu ihr zurückkehren? Sollte die große Formel der Liebe, daß Alles Eines, und Eines Alles ſei, ſich nicht in die Anſchauung überſetzen laſſen; und was iſt

eine allgemeine Liebe anders als die unbeſtimmte Sehnſucht nach dem Einzelnen!

Die Kunſt iſt es, welche jene Sehnſucht ſtillt, welche keine Wiſſenſchaft, keine Philoſophie beſchwichtigen konnte, ſie iſt es, zu welcher uns unſere anſchauende Natur weſentlich treibt, ſie durch welche die wiſſenſchaftliche Anſicht der Welt, Leben, Farbe und Reiz gewinnt, ſie mit der wir auf das Gebiet des Einzelnen, Realen und Individuellen zurückſchreiten. Sie iſt — denn nun darf ich es dreiſt ſagen, da kein Misverſtand mehr zu beſorgen ſteht, — die Erhöhung der reinen Idealität, zur reinen, idealen Realität, die Erhebung der Wiſſenſchaft und ihrer Anſicht des Univerſums, zur Anſchauung deſſelben. Mit ihrem Daſein iſt die geiſtige Polarität des Menſchen erſt hervorgebracht; und wie in dem niedern Geſichtspunkte, alles ſich in Körperwelt und Verſtandeswelt ſchied und beides nur verſchiedene Anſichten deſſelben Gegenſtandes waren: ſo trennt die höhere Kraft des Menſchen ſich in die Welt der Wiſſenſchaft und in die Welt der Kunſt, auch nichts anders als verſchiedene Sphären derſelben Anſicht. — Jene zwei Welten, ſie waren Strebungen und Andeutungen; Erfüllungen und Vollendungen ſind dieſe. — Die Kunſt iſt der poſitive Pol der Wiſ-

ſenſchaft, die überſetzte wiſſenſchaftliche Anſicht des Univerſums, die natürliche und menſchliche Verherrlichung der Realität, die Anbetung und Verklärung des Univerſums im Einzelnen, die dargeſtellte Vollendung des Strebens, die Freiheit in ihrer reinſten und faßlichſten Symbolik.

Ich muß es euch überlaſſen, den aufgeſtellten Gegenſatz zwiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt, nach allen einzelnen oben angegebenen Momenten durchzuführen; und die wiſſenſchaftliche Anſicht in die der Kunſt zu überſetzen. Nur muß ich es euch bemerklich machen, daß jene oben entworfene Schilderung der Anſicht des Univerſums weit mehr in der Form des Künſtlers als des Philoſophen entworfen war, weil ich ihr alles zugeſtehen mußte, was die Phantaſie zur Ausſchmückung dieſer Anſicht darbietet, auch wird es einleuchten, daß eben ſo wie in der Wiſſenſchaft, der Menſch als Spitze und Krone des Univerſums erſcheint, wie er als Born und Quelle des Daſeins den erſten Rang einnimmt, wie nach ſeiner Natur, das Gebiet der Exiſtenz abgeleitet und abgeſtuft wird, eben ſo in der Kunſtwelt die reine Natur des Menſchen, nach den beiden Richtungen ihrer Individualität, bald als denkendes, fühlendes und handelndes Weſen, bald als Form

und Körper, zur Anſchauung erhoben und dargeſtellt wird, und damit jener Unterſchied, zwiſchen dichtender und bildender Kunſt, als in ſich wahr und nothwendig gegründet, jene ſteht dem erſten Theil der Philoſophie, dieſe der Naturwiſſenſchaft gegen über; und da nun das ideale Reale, ſelbſt Grade hat, da es ſich in ſeinen Darſtellungen, in engern und immer engern Kreiſen, um das körperlich Reale bewegen kann: ſo muß die Schauſpielkunſt, obgleich die Realität ganz unmittelbar berührend, und von ihren engen Bedingungen am meiſten umſchränkt, weil in ihr redende und bildende Kunſt zuſammenfallen, die bedeutſamſte, rührendſte und würdigſte ſein.

Wer daher in ſeinem Buſen Sehnſucht fühlt, wer durch ſie getrieben, das Unendliche anzuſchauen trachtet, wird dieſen Durſt, welcher ſich mehr oder weniger in der Bruſt eines jeden Menſchen regt, in der Sphäre der Kunſt ſtillen können, weil ſie unſerer urſprünglichen Natur näher liegt. Und ob gleich die Schrecken der Kunſt, wenn ſie das Gemüth des Menſchen ergreifen, da ſie tiefer in die Natur des Geiſtes dringen, kräftiger und wirkſamer ſind: ſo hat ja dieſe in ihren Conſtructionen das unmittelbarſte Gegengewicht bereit. — Denn wie ein

jedes Kunſtwerk eine eigene Welt iſt, ſo endet es auch mit einer vollkommenen Harmonie, das erregte Schrecken iſt nur der Vorbote und die Ahnung ſanfter Ruhe, des Zweckes und des Zieles einer jeden Kunſt, und nur dem kann daher die Kunſt ſchrecklich ſein, der eine mangelhafte, unvollſtändige Bildung erworben, der einſeitig und nicht umfaſſend genießt, der die Diſſonanz ohne ihre Auflöſung empfindet, das Chaos ohne die Liebe fühlt. — Der Menſch aber im höchſten Sinne, nach der Harmonie und der Schönheit eines Bildes ſtrebend, der gebildete Menſch ſoll und muß beide Erhebungen und Verklärungen des Geiſtes erſtreben und ergreifen; ſind ſie ja doch, eine wie die andere, Harmonie des Univerſums, verſchiedene Melodien Einer Laute. Den Namen eines gebildeten Künſtlers trägt der, welcher die Fähigkeit hat, ſeine innre Welt, ſeine Ahnungen, ſeine Wünſche und ſeine Sehnſucht, eben ſowohl dem Marmor zu überliefern, als ſie durch die Palette auf der ausgeſpannten Fläche auszuſprechen, oder ausgeſprochen anzuerkennen und zu empfinden; und eben ſo iſt die Wiſſenſchaft, der Abriß und die Plaſtik des Univerſums, durch ihre Ausdehnung, Erhabenheit, klaren Reiz und ſtille Größe, nicht minder erſchütternd und in Staunen

ſetzend, wie die Kunſt der Malerei es iſt, welche durch ihren reizenden Pinſel, durch glänzende und blendende Farben, liebliche Umriſſe, reizende Formen, glühende, lebendige Geſtalten in ihren Darſtellungen bezaubert und entzückt. Wie der gebildete Künſtler beide, wenn nicht üben doch lieben und verſtehen ſoll: ſo muß der gebildete Menſch das Univerſum bald wiſſenſchaftlich erkennen und erklären, bald es künſtleriſch anſchauen, verehren und anbeten.

Es erſcheinen demnach Kunſt und Wiſſenſchaft zwar als Ein Beſtreben des Menſchen, aber doch als verſchiedene und ſich entgegengeſetzte Aeußerungen ſeiner Kraft. Beiden liegt Eine Anſicht zum Grunde, beide erläutern und befeſtigen ſich gegenſeitig, aber dennoch mußten wir beide faſt als geſchieden betrachten, wenn es auch nur in Hinſicht ihres Organs wäre, da ſich die Wiſſenſchaft des Verſtandes, die Kunſt der Imagination bedient, um ſich auszuſprechen und ihr Streben zu erreichen. Noch mehr aber trennen ſie ſich, bei einer tiefer gehenden Anſicht, bei einer gegenſeitigen Ausmeſſung der Sphäre und des Wirkungskreiſes, in welchem beide ſich bewegen. Alles was in dem unendlichen, unermeßlichen Kreiſe des Daſeins liegt, gehört unbedingt

in das Gebiet der Wissenschaft. Das Sinnliche und Körperliche in seinen erhabensten, ungemessensten Erscheinungen, in seinen feinsten Zersplitterungen und versteckresten Ausstrahlungen, das Uebersinnliche in den leisesten Regungen, das Geistige in den kleinsten Winken, die Möglichkeit, die Nothwendigkeit, das Dasein der Kunst, ihre Werke und deren Systeme, ja die Wissenschaft selbst in ihrer einfachsten Form und in ihren kühnsten Gedanken, alles dies fällt als ein Erklärbares unter die Sphäre und den Kreis der Wissenschaft. — Für sie giebt es kein Grosses und kein Kleines, für sie keinen mittlern Durchschnitt.

Der Mensch, die pyramidalische Reihe der Naturobjecte schließend und beginnend, bald als das Centrum derselben angesehen, ob er gleich einen vorzüglichen Rang in der wissenschaftlichen Reihe einnimmt, ob gleich die Anschauung, Ableitung und Erklärung seiner Richtungen und Thätigkeiten, ein Hauptgegenstand der Wissenschaft ist, schließt doch andere, ja die heterogensten Reihen nicht aus, und die Gegenstände derselben, wenn sie freilich zuletzt als ein Symbol und eine Allegorie erkannt und aufgestellt werden, sind doch nicht mit diesem engen Bezug, m[illegible]

ser strengen Symbolik erläutert, jedes Glied in der gewählten Reihe nimmt seinen bestimmten, unbedingten Rang in derselben ein; und wird auf einen letzten, in einer jeden Reihe veränderlichen Punkt bezogen. Aehnlich in vielem, aber mit ganz andern Bedingungen, erscheint die Kunst, wenn man sie in dieser Hinsicht der Wissenschaft gegenüberstellt. Die Sphäre der ersten ist gegen die ungeheuere der letzten, weit enger und beschränkter; was Gegenstand der Wissenschaft ist, wird darum nicht Gegenstand der Kunst, sie nimmt von dem weiten, unermeßlichen Kreise nur die anschauliche Sphäre heraus, von dem größten und dem kleinsten Gegenstande den mittleren Durchschnitt, dem reinen, gesunden Sinne sich durch seine Intuition offenbarend, und alles was sich mit diesem Bestreben nicht versöhnen läßt, wird für immer und unbedingt ausgeschlossen. Auch ist es klar, daß der Mensch, sei es nun der Form, oder seinem Gemüthe nach, die Centralanschauung der Kunst in einem weit höhern Grade ist, als bei der Wissenschaft. Nur wenige Organisationen werden neben ihn gestellt, und fast keine derselben unbedingt; in allen Darstellungen beinahe ist eine Umdeutung auf die Natur des Menschen und eine allegorische Beziehung auf ihn, nicht nur

möglich, ſondern auch gemeiniglich beſtimmt angegeben.

Ich hoffe, daß es euch nicht in den Sinn kommen werde, als wollte ich durch das Angeführte die Kunſt von dem Range, welchen ich ihr neben der Wiſſenſchaft angewieſen habe, wieder herniederziehen, und ſie unter ſie ſtellen. Denn Einſchränkung der Kunſt kann man wohl ſchwerlich nennen, was eine weiſe Zuſammenziehung in natürliche Gränzen iſt, um die gewaltige Sprache, die ihr eigen, eingreifender, nachdrücklicher und erſchütternder ertönen zu laſſen; auch bleibt ja beiden die Anſicht des Univerſums und der gemeinſchaftliche Ausdruck derſelben, obgleich durch verſchiedene Organe. Da aber die Kunſt eine natürliche Anſicht des Univerſums iſt, welcher die künſtliche der Wiſſenſchaft entgegen ſteht: ſo ſieht ihr ſehr leicht, daß ſich der Kreis ihrer Anſchauungen, gegen die der Kunſt, außerordentlich erweitern müſſe, wie das bewaffnete Auge ſich die Welt in einer Region aufſchließt, wohin das ſchärfſte natürliche nicht dringen kann. Es kann euch nicht ſchwer fallen, in dem vorigen den Grund der geringern Anzahl ihrer Reihen, und ihrer Endpunkte, welche bei ihr allemal zu Mittelpunkten werden, aufzufinden, auch iſt es klar,

daß eben in dem engen Gebiet, sich alles wechselseitig durchdringt und darstellt; und hierin liegt die Ursache des deutlichern und strengern Symbolismus, der schärfer angedeuteten Allegorie in den Werken der Kunst. Weit entfernt also, daß die nachbarliche Freundschaft der Wissenschaft und Kunst, durch dies angeführte Verhältniß gestört werden konnte, wird es vielmehr von neuen begründet und befestiget; und wenn zwischen beiden eine Rangordnung festgesetzt werden sollte, wenn eine statt finden könnte: so seht ihr leicht, daß die Kunst als eine natürliche Ansicht des Universums, in die ursprüngliche Natur des Menschen tiefer eindringend, sein Streben und seine Sehnsucht mehr und inniger befriedigend; als das Natürliche, Reale, Wahre, Vollendende und Ursprüngliche, den ersten Platz verdient und erhalten mußte.

Allein Recht würdet ihr haben, wenn ihr durch diese Bedingungen der Kunst und Wissenschaft aufmerksam gemacht, den Schluß zögen, daß beide sich vielleicht nicht so diametral entgegenstünden, sich so unbedingt erläuterten, als es wohl anfangs scheinen könnte. Denn allerdings giebt es noch eine Sphäre, um welche Kunst und Wissenschaft sich wie Planeten um die Sonne

wenden, eine unermeßliche, unerſchöpfliche Sphäre, von welcher beide ihr Licht leihen, zu welcher ſie immerdar hinſtreben, welche die eine aufzufaſſen, die andere darzuſtellen ſucht, ohne ſie je zu erreichen, ohne ſich ihr je, als bis auf eine gewiſſe Weite nähern zu können; und dieſe iſt keine andere, als die gränzenloſe Realität, als das Daſein ſelbſt, als die ewige, unermeſſne Natur. Sie iſt die Quelle aller Macht und Kraft, aller Majeſtät und Lieblichkeit, aller Furchtbarkeit und Grazie, aller Sehnſucht und ihrer Befriedigung, der Größe, des Reizes, der Ruhe und des Troſtes. In ihr wohnt die Wahrheit in der kühnſten Geſtalt, in ihr glänzt die Schönheit in der blendenſten Herrlichkeit, im lockendſten Reize; in ihr wohnen die innigſten, bezaubernſten Genüſſe, in ihr ergießt ſich das Leben in den üppigſten Strahlen, in den wollüſtigſten Geſtalten. Sie, die freundliche Feindin, die furchtbare Schönheit, umſteht euch mit ihrem Grauſen und Schrecken, ſie zwingt euch und ladet euch ein, euch ihr hinzugeben, euch ihr anzuvertrauen. Täglich führen die körperlichſten Bedürfniſſe euch ihr wieder zu, in jeder Nahrung verſchreibt ihr euer Daſein der mächtigen Herrin, jeder Genuß iſt eine leiſe, jeder Schmerz eine laute Erinnerung, daß ihr

euch selbst nicht angehört. Vergeblich sucht ihr der mächtigen, ewigen Göttin zu entkommen, unzerreißbar, unauflöslich seid ihr an sie gefesselt, in jedem Momente des Daseins, ist jedes Dasein ihr unterthan, wagt es nicht Ohnmächtige! ein Gebiet zu überschreiten, welches keine Gränze hat, denn den sich frei wähnenden Flüchtling legt die Krankheit in die Arme der Natur, der Tod in ihren Schooß. — Versucht es nicht, gegen diese Schrecken eurer Herrscherin euch mit einer ohnmächtigen Sittlichkeit zu waffnen. Sie ist ja nur ein inneres Licht, ein ungehemmter Organismus der Vernunft; eine Kraft, welche das Nothwendige als Bedingung ehrt und erträgt, aber nicht lieben lehrt. Sie ist die Klugheit und Lebensart der Vernunft, aber durch sie, wird dem Grausen und dem Schrecken vor der Macht der Natur kein Spielraum verengt, die ewige Fessel nicht gelöst. Der Einzelne kann durch Sittlichkeit sich in erhabene Harmonien auflösen, zu dem Bilde des Universums als Einzelner sich umdeuten, aber in dem unendlichen Organismus, ist auch das, was eure Vernunft verdammt, wovor ihr im tiefsten Grausen zurückstürzt — Untergang, Chaos, Unsittlichkeit und Tod, nur eine andere Form der Herrlichkeit, des Glanzes und

der Majestät; und die Sphären verstummen nicht, wenn die Saiten einer Laute gesprengt werden. — Ihr denkt vielleicht in die Wissenschaft zu flüchten vor dem Unendlichen und Ewigen, denkt hier und durch sie, die feindliche Freundin zu erfassen, zu Boden zu ringen? O des thörichten Unternehmens! Wandelt die Natur in unerreichbare Strebungen, in ein unendliches Ringen nach dem Unendlichen, setzt eine Rangordnung fest, deren Gipfel eure einzelne Natur, euer Geist ist; steigt hinauf zum Größten, was ihr erschwingen, senkt auch nieder zum Kleinsten, was ihr erspähen könnt, tappt nach der einfachsten Thätigkeit, entdeckt die zahlreichsten Kräfte zu dem verwickeltsten Spiele verbunden, und ihr habt einen der tausend Schleier gehoben, um staunend vor dem zweiten zu verweilen. Keine Wissenschaft liefert die Natur in eure Hand, nur ihre Form reicht sie euch dar, durch Wissenschaft lernt ihr nie die Natur schaffen, glücklich, wenn sie euch lehrt sie verstehen und erklären; nicht losreißen werdet ihr euch durch sie von der mächtigen Göttin, aber das Recht werdet ihr erhalten sie anzustaunen; und eure Bewunderung, Schrecken und Liebe zu rechtfertigen. — Oder wollt ihr euch unbedingt in die Arme der Kunst

ſtürzen? Glaubt ihr im mächtigſten Schwunge des menſchlichen Geiſtes, in der reinſten Offenbarung ſeiner Schöpferkraft, fließe die lindernde Quelle aller Sehnſucht? — O euren coloſſalen Bildern ſtellt die Natur das ungemeſſene Meer, Berge mit ihren Felſen, Abgründen und Feuerſchlünden entgegen! Was ſind eure Gemälde, gegen den bunten Teppich der Erde, gegen die phantaſtiſchen Zeichnungen der Thiere, gegen die Sonne mit ihren Wolken, den Himmel mit ſeinen Gewittern und ewigen Sternen? Und wie zerſtieben eure Schauſpiele vor der Geſchichte, dem großen Drama, welches die Menſchheit, ſich unbewußt, ſeit Jahrtauſenden aufführt!

Allen Menſchen, aller Vernunft hat die Natur ſich mächtig, herrlich und reizend offenbart. Die körperliche Verknüpfung mit ihr erfreuet ein jeder an, als Form und Urquell des ſüßeſten, innigſten Genuſſes betet ein jeder zu ihr, als Zerſtörerin, als Verwüſterin fürchtet ſie ein jeder. Aber wenige von dieſen Millionen haben ihre Winke verſtanden. Was die Natur erzwang, das haben ſie ihr zankend, unwillig, widerſtrebend gewährt, an die Güter des Genuſſes legten ſie räuberiſche Hände, und erniedrigten die ewige Freigebigkeit zu einer kargen Hausfrau, die geliehene Macht

erſchien

erſchien ihnen als ein Eigenthum, mit welchem ſie hinter dem Rücken der Natur der allſehenden! ihr zu entreißen ſuchten, was ſie konnten. Die Wuth des Genuſſes ergriff ſie und trieb ſie hin zum Wahnſinn, ihrer Freiheit ſich nicht bewußt, ihre Individualität nicht kennend noch ehrend, ſtürzten ſie ſich bewußtlos in den Schoos der Natur, und opferten ſich der Göttin, unverdienſtlich und mit ſclaviſchem Sinne. — Es iſt die Geſchichte des rohen, ſinnlichen Menſchen, welche ich euch erzählt habe, welche uns aber vorbedeutend und prophetiſch lehrt, wie der Dienſt der ewigen Göttin zu vollbringen ſei. — Wenn ihr euch frei fühlt, wenn ihr geſchieden, wenn ihr einzeln ſtehet und doch mit dem All verknüpft ſeid durch ein unzerreißbares, unauflösliches Band, warum wollt ihr nur das Einzelne als Bild des Univerſums verehren, ohne euch ſelbſt in das Univerſum zu ſtürzen? Warum entzündet ihr nicht in eurer Seele einen Glauben an die ewige, unentfliehbare Göttinn, welche ihr, ſo weit ihr ſie erforſcht, milde, gütig, weiſe erfunden habt? Wie konnte euch die Wiſſenſchaft ſo weit verblenden, daß ihr im übermüthigen Stolze und in vergeblicher Herrſchſucht entbranntet, und eine thörichte Rangordnung des Ein-

zelnen entwarfet, in welcher ihr als das Vornehmſte, Geehrteſte erſcheint? Erkennt denn die Natur eure Schemata an? Sorgt ſie nicht mit mütterlicher Milde für einen jeden Unterthan ihres weitläuftigen Reiches? Und kann der Abglanz der Kunſt die Sehnſucht eures Buſens ganz ſtillen? Warum ergebt ihr euch nicht unbedingt der Ewigen? Warum opfert ihr nicht mit Freiheit eure Freiheit? Warum erhebt ihr euch nicht zu dem feſten und tiefen Glauben: daß alles Daſein, das Einzelne wie das Ganze durch ſich gut ſei? Warum wollt ihr nicht, euch in den breiten Strom der Exiſtenz werfend, euch verlieren und vermiſchen? Warum euch mit Strebungen und Symbolen umgeben, da euch die Vollendung in jedem Einzelnen umſteht? Und warum ſoll das Individuum noch etwas anders bedeuten, als ſich ſelbſt, ſeine Vollendung und das All? — So geht dann hin und werdet die Natur, dann könnt ihr ſie auch in ihrer furchtbaren Geſtalt lieben, denn nur furchtbar iſt ſie für den, welcher ſich als Einzelnheit fühlt. Wer die Macht ſelbſt geworden iſt, dem iſt Untergang und Tod, die friſche und liebliche Quelle des Daſeins.

Dieſe Verbindung, daß man das Einzelne in der Natur als Vollendung ehrt, und daß das

Individuum ſich in dem All verliert, dieſe Stimmung und dies tiefe Gefühl, auf welches Bedürfniß und Tod vorbedeutend zeigen, dieſes Hingeben der Freiheit an die ewige Freiheit, dieſe Ehrfurcht vor der Exiſtenz, dieſe Anſicht des Bedingten als Unbedingtes, was iſt es anders als die Anſicht der Kunſt, die ideale Realität, angeſchaut in der Natur. Sie führt den Namen Religion; Glaube und Hingebung, Heiterkeit und Freude ſind ihre Wirkungen, Kunſt und Wiſſenſchaft werden Vorbereitungen und erhabene Begleiterinnen.

Eine jede Religion iſt das Unendliche ſelbſt, und darum das ewig Unbegreifliche — Endlich und begreiflich wird ſie nur im Einzelnen, dieſes Einzelne iſt der Begriff und das Bild, und daher ſcheidet eine jede Religion ſich in die Dogmatik und in das Symbol. Die Wiſſenſchaft iſt die Dogmatik des Univerſums, die Kunſt das Symbol und der Gottesdienſt der Natur, Philoſoph und Künſtler die ewigen Prieſter in ihrem Tempel; und darum ſeid ihr ewig, ihr drei Göttergeſtalten, darum ſeid ihr unendlich und unbegreiflich, darum bete ein jeder an, dem der Sinn erſchloſſen, und gehorche dir o Natur, ewiger Urquell lebendiger Wiſſenſchaft, erhabener, beſeligender Kunſt.

VI. Das Reale.

Sonette.

1. Der Wissenschafteler.

Viel sind der Herren denen ich gedienet,
Doch stets ergab ich mich dem Desertiren,
Kam Denken ließ ich immer mich verführen,
Ja selbst zu denken hab' ich mich erkühnet.

Jacobi, Fichte, Kant hab' ich verführet,
Für Bardili wußt ich zu lamentiren,
Thät dann zu Lavater hin inclimiren,
Und rein und hold hab' immer ich gedienet.

Oft fühl' ich von der Sehnsucht mich beschlichen
Zum vor'gen Leben meiner stillen Klause
Und Lavater soll mit Jacobi leuchten.

Vor Fichte's Schreiben bin ich schier erblichen,
Doch mein Journal reißt mich in das Gebrause,
Ich muß von neuem, neue Sünden beichten.

II. Der Künſtling.

Ich lege jährlich viel dramat'ſche Eier,
Zu züchtgen ſtreng der Zeiten böſe Sitten,
Verſchwendung, Luxus wird von mir beſtritten,
Denn alles iſt jetzt übermäßig theuer.

Es putzt ſich jedes, liebelt, ſucht ſich Freier
Einfach zu ſein mögt' ich gehorſamſt bitten,
Du häuslich Glück wohnſt nur in Bauerhütten,
Und du ſeiſt ewig meine alte Leier.

Es werde mir die Bühne zum Katheder,
Ich ſchreite auf ihr zierlich hin und wieder,
Gepanzert heut, als edler Hofrath morgen.

Wie ich dem Volke nütze, ſieht ein jeder,
Ich mache gewiſſenhaft, deutſch, grade, bieder,
Und präg' ihm ein den Spruch: du ſollſt nicht borgen.

III. Der Frömmling.

Ein Heil'ger bin ich, Philoſoph nicht minder,
Den Dichter wollt ihr gütigſt nicht vergeſſen,
Verſchrobne Liebe würzt mein zierlich Eſſen,
So ward ich Woldemars, Allwills Erfinder.

Vom neuen Evangelio Verkünder,
Verſucht' ich eine Gottheit zu erpreſſen,
Die mir das Gute lohnet mit Intereſſen
Und ſchützend aufnimmt philoſophiſche Sünder.

Den Schmeichellönen hab' ich viel gelauſchet,
Drum ſucht' ich Flitterſtaat und bunte Orden,
Auf halb errungnen Lorbeern wollt ich beten.

Und als ich nun von Eitelkeit berauſchet,
Halbdichter, halber Philoſoph geworden,
Knifft' ich Ideen zierlich wie Manſchetten.

VII. Theater.

Es ist unstreitig, daß sowohl das Theater und die Schauspielkunst, wie die dramatische Dichtkunst in Deutschland im tiefsten Verfalle liegen. Es scheint, als wenn Publikum und Komödianten sich gegenseitig das Wort gegeben hätten, einer den andern in die niedrigste Plattheit und tiefste Gemeinheit herabzuziehen, und nur in wenigen großen Städten wird diese gegenseitige Stimmung mit dem dünnen Schleier einer trivialen Moralität, einer prekären Decenz und einer falschen, erkünstelten Delikatesse bedeckt. — Das Verderben zwischen Publikum und Comödianten ist gegenseitig; wir wollen also auf das eine und die andern, nicht minder auf die dramatischen Dichter unsere Blicke richten, und eine kurze Geschichte der letzten Decennien entwerfen.

Das sonstige und ältere Publikum in den deutschen Schauspielhäusern bestand aus Männern, welche zwar keinesweges einen richtigen Be-

griff von der Kunst und die wahre Ansicht derselben hatten, die aber dennoch an den Kunstbildungen ein lebhaftes und warmes Interesse fühlten; und wenn sie schon die Kunst nicht kannten, doch an sie glaubten. Sie waren überzeugt, es gäbe in dieser Region etwas, was Achtung und Ehrfurcht verdiene, und wenn auch bisweilen Plattheiten dargestellt wurden, wenn rohe Menschen sich an ihnen vergnügten und ein augenblickliches Uebergewicht erhielten: so war doch die ächte Decenz, welche nicht darinn besteht, daß man von manchen Dingen nicht spricht und ihrer nicht erwähnt, sondern daß man ihrer mit Unschuld gedenkt, weit gewöhnlicher als jetzt. Männer und zwar für ihr Zeitalter gebildete Männer, sahen das Theater für eine Erhohlung, und zwar für die edelste Art derselben an, sie hielten es für die sanfteste Schule der Sitten; und so einseitig diese Ansicht war, so sehr sie im Ganzen und im Einzelnen Unrecht hatten, so drang doch ihr guter Wille durch, sie waren und blieben Tonangeber; und das bescheidnere junge Volk beugte sich, wohl oder übel, unter ihre Autorität.

Wie ganz anders ist das jetzige Publikum! Das Theater ist ihm in der That nichts mehr und nichts weniger als eine Art von Kaffeehaus

und Tabagie, in welcher man zwar das, was man dort ſucht, ſchlechter und theurer erhält, wofür aber auch Damen Zutritt haben, und auf einer Erhöhung, unter guter Erleuchtung, bisweilen wohl gar mit Muſik einige Leute comiſche und tragiſche Poſſen treiben. Die Begriffe von Kunſt ſind unter dem jetzigen Publikum noch ſeltner wie ſonſt; und die Tonangeber beſtehen aus jungen Leuten, welche viel Zeit und viel Mittel haben, oder aus trockenen Geſchäftsleuten, welche letztere den beſten Theil des Publikums ausmachen, die, wenn ſie in keiner Reſource engagirt ſind, für die Zeit zwiſchen Mittag und Abend, hier Zeitvertreib, Amuſement, Zerſtreuung und Erholung ſuchen; während jene ſich, wenn das Glück gut iſt, zu Parterrekönigen aufſchwingen. Die Stimmung und die Heiligkeit, mit welcher man ein Kunſtwerk anſehen ſollte, iſt verſchwunden; die Achtung, mit welcher man ſonſt vor den Vorhang trat und billig treten ſollte, iſt dahin; ein unanſtändiges Lermen, Ziſcheln und Lachen erfüllt die Parterre; und in jedem Momente erhält man das Dokument, daß man ſich unter dem Pöbel der höheren Stände befindet.

Aber an dieſem Verderben des Publikums ſind die Komödianten ſowohl, als auch die dra-

matiſchen Schriftſteller keineswegs unſchuldig. In den frühern Zeiten in Deutſchland war der Stand eines Komödianten nur in ſo fern geſchätzt, als er in ſeiner Kunſt etwas bedeutete. Mangel, Dürftigkeit, Herabſetzung waren die gewöhnlichen Gefährten deſſelben; Ehre und Achtung, welche dem Individuum, dem Ausgezeichneten widerfuhren, mußten jene ertragen helfen und wieder gut machen; als ganzer Stand war und blieb der Schauſpieler verachtet. Es war dies unbeſtritten durchaus ungerecht, und die Art und Weiſe, wie man ſeine Verachtung oft äußerte, ſogar empörend; allein dieſe eine Seite darf uns nicht hindern das Gute zu erkennen, was mit dieſer Lage verknüpft war. — Der Komödiant wurde dadurch auf den Umgang mit ſeinen Kollegen zurückgebracht, hier mögen die Klagen über den Direkteur und über ſeine Mitbuhler um die Gunſt des Publikums, einen ſtarken Theil der Unterhaltung ausgemacht haben, aber dieſe Materie wurde doch endlich erſchöpft; und dann war es faſt unmöglich, daß ſich die Unterredung nicht ſollte auf die Kunſt gelenkt haben, daß nicht mancher glückliche Einfall, manches belehrende Wort ſollte ausgeſprochen und gefallen ſein. Trat aber ja der Komödiant aus dem Kreiſe ſeiner

Kollegen, ſo blieb ihm nichts übrig, als ſich an die niedern Stände zu ſchlieſſen. Hier malt die Natur in kräftigern Strichen, hier ſprechen die Leidenſchaften ausdrucksvoller, der Charakter tritt freier und ungezwungner hervor, die Gebehrde iſt voller und nachdrücklicher, die Worte ſtärker, ungeſchmückter und kräftiger. Dies öffnete für die Beobachtung und die daher entſpringende Nachahmung ein weites Feld, das Studium war einſeitig, dies muß man ohne weiteres zugeben, aber auch leichter. — Hiezu kam ein drittes nicht minderes Gute. Der Umgang mit niedern Ständen war ſogar auf Tageszeiten eingeſchränkt, weil das Erwerben dieſen eine Menge Zeit koſtet, und ſo erhielt der Komödiant Muſie, welche zur Langeweile führte. Jene machte das Studium möglich, dieſe trieb dazu an; und wenn ſich daher ein groſſes Talent in dieſen Stand verirrte: ſo fand es kärgliches Brod, viel Ehre und Auszeichnung, aber auch Gelegenheit und Mittel zur Bildung. — Ja ſelbſt die mittelmäſſigſten Komödianten, die eingeſchränkteſten Talente, wurden damals auf eine ganz andere Art gebildet und cultivirt. Alle hatten wenigſtens Eine Fertigkeit, Eine Rolle, Ein Fach, in welchem ſie ſich auszeichneten. Der ſchlechteſte unter ihnen ſprach

laut und vernehmlich, er hatte ganz vollkommen memorirt, er stand und ging anständig, er vergaß sich nie auf dem Theater, und war stets gespannt und aufmerksam. Es ist nicht zu leugnen, daß jetzt Individuen unter den Schauspielern gebildeter sind, und einen höhern Rang einnehmen; aber die ältern Komödianten schufen mehr ein Ganzes und alles griff fester, kräftiger, gewisser, inniger in einander.

Nun wollen wir einen Blick auf die dargestellten Stücke werfen. — Es waren theils reine Possen, Farcen, in Einzelnen unanständig und oft pöbelhaft, aber bei alledem lagen sie der ächten Kunst als Gattung und im Einzelnen weit näher, als das unanständige und unmoralische Familiengemälde. Sie waren roh, aber kräftig, nicht ohne Erfindung und Intrigue, dabei wurden eine Menge französischer und englischer Lustspiele gegeben, in welchen das Streben nach Individualität und Charakter an seinem Orte war, und eben darum bei den Schauspielern geweckt wurde. Im Tragischen kannte man das sogenannte bürgerliche Trauerspiel fast gar nicht, und theils waren es französische Tragödien, theils große Haupt- und Staatsaktionen. Das französische Trauerspiel, dessen Mängel ich sehr wohl einsehe, ist freilich

als Kunstwerk unbedeutend und gar nichts, allein es ist die Parade der Schauspieler, ihr Exerciren, der kleine Dienst; es lehrt gerade, anständig und auf einer Stelle stehen, sich gracios und sittsam bewegen, Gruppen und Portraits bilden, und einen Charakter skizziren. Jene großen Trauerspiele aber, sie gaben wenigstens dem Künstler die Gelegenheit einen Charakter darzustellen, ihn gewissermaßen zu verbessern und zu schaffen, wo der Dichter zu viel oder zu wenig gezeichnet hatte; und so hätte es durch den Zusammenfluß mehrerer Umstände leicht kommen können, daß sich mit der Zeit in Deutschland eine ordentliche Schauspielkunst gebildet hätte.

Allein so gut sollte es uns armen Deutschen nicht werden. Mit der französischen Bildung erhielt unglücklicher Weise diese nachahmende Nation Nachrichten, wie die Komödianten in Paris und nach Verhältniß der Hauptstadt, auch in den Provinzen geschätzt würden, welchen hohen Rang sie einnahmen, wie sie ihre Künstlerkaprice oft gegen ihre Vorgesetzten, ja sogar gegen den König und den Hof durchsetzten, wie zart, fein und holdseelig sie bei alledem behandelt würden. Dies war kaum in Deutschland bekannt geworden, als man beschloß die Komödianten zu Schauspielern,

sie die anfanglich Handwerker gewesen waren, zu Kunstlern zu erheben. Es ist wirklich interessant, manche Abhandlungen, Flugschriften und gutgemeinte Deklamationen für den Stand der Komodianten zu lesen und zu sehen, wie man sie im Enthusiasmus weit über ihren Werth und Rang erhub. So wurde es Mode, die Komödianten zu achten, und es gab und giebt dermalen noch Hauser, in welchen einer oder mehrere derselben als Putz und Attaché's dienen müssen. — Dies unseelige Verhältniß zerrüttete auf einmal alles und zerstörte das nahende Gute. Man kann es sich leicht denken, daß der Stand eines Schauspielers sehr selten aus Enthusiasmus und Wahl ergriffen wird, mehrentheils ist es Unzufriedenheit und Mangel, welche den Menschen zu diesem Stande bestimmt, oft noch schlimmere Gründe, gemeiniglich sind es Leute aus niedern Ständen, ungebildete Menschen, die sich der Schauspielkunst widmen, und ausgezeichnete Talente, wer weiß es nicht, daß diese überall selten sind. Diese Leute wurden nun nach und nach in die hohern Cirkel gezogen, über die Gebühr gesehatzt, und da war es natürlich, daß das tonangebende Publikum sich nach ganz individuellen Gründen, nach Gründen, welche mit dem

Kunsttalente des Subjects gar nichts zu schaffen hatte, in Partheien spaltete. Es gab nun decidirte und schwankende Lieblinge des Publikums, der Komödiant hielt von sich selbst weit mehr als er war, weit mehr als er bei dem angestrengtesten Studium, bei der sorgfaltigsten Bildung hätte werden können. Es wurde ein Hauptcharakterzug dieser theatralischen Parvenus, daß sie sich die Fesseln ihres Standes, durch die Gunst des Publikums zu erleichtern und zu erweitern suchten, sie wußten es, daß ihre artige Gestalt alles entschied; und an das sorgfaltige Memoriren wurde forthin wenig gedacht, der Soufleur mußte es ersetzen. Hiezu kam, daß der Cirkel, in welchem sie sich nun dreheten, ihnen der Muße immer weniger gab, das bessere Talent vernachläßigte sich, das mittelmäßige gieng ganz zu Grunde; der Ernst, das Bestreben nach dem Besten, das Bescheiden seiner selbst verschwand; für die Beobachtung und die lebendige Intuition ward ein ganzes Feld verschlossen. Das Aeußere der Leute von Stande, ihre Steifheit und ihre Geschmeidigkeit, ihre Glätte und ihre Flachheit, dies war es und ist es, was die neueren Komödianten aus dieser großen Welt gelernt haben, und was sie mit einer lächerlichen Unge-

ſchicklichkeit darſtellen wollen. — Feinheit, Feinheit, das iſt ihre ewige Loſung, und man muß ſich betruben und lachen, wenn man bemerkt, worein ſie dieſelbe ſetzen. So wurden die mittelmäſigen Schauſpieler durch eine Ueberſchätzung durchaus unbrauchbar, die beſſern brachten es bis zu einer gewiſſen Glatte und Geſchmeidigkeit in der Darſtellung und als Ganzes gieng die halbvollendete Kunſt zu Grunde.

Unausſprechlichen Schaden ſtifteten nun auch die dramatiſchen Dichter, welche dieſe Anſicht der Kunſt, welche ſich nach und nach bei den Schauſpielern feſtſetzte, in Dramen verkörperten, und für das Höchſte in der dramatiſchen Kunſt ausgaben. Ich nenne hier nur die zwei Haupthelden der jetzigen Bühne: Kotzebue und Iffland, als Vollender der elendeſten Gattung des Schauſpiels, welches jemals erdacht ward. — Doch iſt Kotzebue der bei weitem unſchuldigere. Seine Zeichnungen und Stücke ſind kühner und kraftvoller, er iſt im Innern reicher und poetiſcher, ſeine Darſtellungen ſind individueller, und bei einer guten Truppe, wo ſeine Stücke mit einer gewiſſen Energie und Glanz dargeſtellt werden konnten, müßte bei manchen ſelbſt das Kennerauge für einen Augenblick über den wahren Werth

irre

irre werden können. Bei manchen sagen wir, denn andere seiner Familiengemälde sind — es klingt lächerlich — seiner unwürdig; und in seinen historischen und romantischen Stücken schwimmt die Armuthseligkeit und Unwissenheit jeder Art gar zu sehr oben auf. — Tief unter Kotzebue steht Iffland; und es sind nur ein Paar Kleinigkeiten, in denen er Kotzebue übertrifft. Iffland ist wirklich ein poetischer Bettler, seine Stücke haben eine auffallende Monotonie und Inhaltsleerheit; und was das schlimmste ist: so treibt er mit dieser Armuth eine große Coquetterie in der Darstellung. Er ist weit mehr der Vollender des Familiengemäldes als Kotzebue, ein Ruhm der ihm zu gönnen ist; nur in fünf bis sechs Stücken, welche wir aber auch stets gewürdigt und anerkannt haben, hebt er sich ein paar Mal über seine ordinäre Ansicht. — Diese beiden Helden der modernen Bühne haben nun die Schauspielkunst im eigentlichsten Verstande in eine Conversation verwandelt. Wer sich jetzt auf der Bühne mit der Dreistigkeit und Fertigkeit bewegt, wie in einer guten Gesellschaft, wer nicht erröthet und stottert, wenn er die platten Sachen der beiden Dichter aussprechen und hersagen muß, der ist ein großer Schauspieler. — Alles schreit:

Natur und Feinheit — und die Natur beſteht in einer Nachahmung des geſelligen Tons, und die Feinheit darin, daß man die Albernheit als wichtig und bedeutend vorträgt.

Eines kann ich hiebei nicht unberührt laſſen, ob es gleich eigentlich außerhalb des Kreiſes liegt, den ich mir vorgezeichnet habe. — Mehr als je treibt man Pracht mit Dekorationen und Kleidern. Das iſt nun ganz gut, es thut dem Auge ſehr wohl, gewährt einen feinen Genuß, und iſt bei gewiſſen, ganz rechtlichen Stücken der Haupthebel. Allein eine Verbeſſerung die den Namen wirklich verdient, ſollte doch im Innern ſelbſt anfangen. Denn die natürliche Folge dieſes frühen und ganz äußerlichen Luxus war, daß der Aufwand gedeckt werden mußte; und ſo ward das Schauſpielhaus eine Art von Sparbüchſe, die Göttin der Schauſpielkunſt ſchwebt nicht auf der Bühne, ſondern um Kaſſe und Kontrolle; und die Kaſſe ward die Vernunft, die Kunſt, das Talent und das Ideale.

Alle dieſe Mängel treffen ein jedes Theater mehr oder weniger, und ich gehe nun von dieſem Allgemeinen zur ſpeciellen Anſicht des Berliner Theaters über. — Ich muß hier wiederholen, daß ich feſt überzeugt bin: daß gerade in Berlin ſich die meiſten Talente auf der Bühne vereini

gen, und daß diese Bühne mehr als jede andere, recht gute Naturalisten hat. An der Spitze der Künstler steht Herr Iffland, er nimmt einen bedeutenden Rang ein, wenn er nicht aus seiner Sphäre tritt, und nur dann, wenn er sich verirrt, erscheint er ganz gewöhnlich. In Fleck hat das Theater ein eigentliches Genie für viele Fächer verloren. Madam Unzelmann ist durch ihre Universalität, durch ihr ausgedehntes und feines Gefühl, durch ihre Grazie die erste Künstlerin und Zierde der Bühne; und Madam Meyer hat eine gewisse Kunstsphäre, welche sie sich zu eigen zu machen sucht. — Es giebt nur sehr wenig absolut talentlose Menschen bei der hiesigen Bühne, die meisten haben eine sehr gute Natur, und könnten sich in gewissen Sphären trefflich bewegen. — Sehr schlimm ist es, daß manche derselben ganz verkannt bleiben, weil sie bald nicht an ihrem Orte stehen, bald selbst dann, wenn sie ihn einnehmen, vom Publikum nicht anerkannt werden, weil die Macht des Vorurtheils gegen sie gar zu groß ist. Mit Vergnügen erinnern wir uns mancher Darstellungen, an welchen die ersten Künstler unserer Bühne große Schwierigkeiten gefunden haben würden, und welche diese Naturalisten herrlich gaben.

Was ist und kann nun unter diesen Umstän

den der Zweck dieser Aufsätze sein, und durc
welche Mittel kann er erreicht werden? Mi
dünkt, der Zweck kann nur sein eine förmlich
Geschichte des Theaters während der Dauer dies
Journals in demselben niederzulegen, seine etwa
nigen Progressionen und Retardationen aufzuzeich
nen, und von ihnen eine vollständige Uebersich
zu liefern. Die Art und Weise wie dies zu le
sten sei, ergiebt sich aus dem Vorhergehenden
In eine Geschichte und Kritik des Theater
gehört nur das Merkwürdige, folglich wird e
unmöglich sein alle Stücke anzuzeigen, und di
kleinern, nebst den gewöhnlichen, lassen wir ohn
Bedenken ganz unberührt. Zu diesen rechnen
wir auch in der Regel jedes Stück von Iffland
und Kotzebue; damit aber hierüber eine Norm
feststehe, und wir uns ganz kurz fassen können:
so wollen wir im zweiten Stück eine Abhandlung
über das Familiengemälde mit specieller Anwen-
dung auf Kotzebue und Iffland liefern. — Kotze-
bue, als romantischer Dichter, verdient seiner
Lächerlichkeit wegen eine besondere Betrachtung.
Also nur merkwürdige Produkte mit einem neuen
Streben, oder mit einer rohen poetischen Tendenz
kommen in Betrachtung; und damit wir nicht
jedesmal die einzelnen Regeln zu erlautern und an

zuführen brauchen, so wollen wir einen Theil unserer Ansicht der Schauspielkunst in einer Abhandlung: Ueber Mimik und Deklamation, niederlegen. Um drittens über die mimischen Künstler nicht stets dasselbe zu sagen, theilen wir unsere Theaterartikel jedesmal in zwei Theile; der erste derselben wird kurze Beurtheilung des Aufgeführten mit Beziehung auf obige Aufsätze enthalten, oder eine weitläuftige Anzeige des neuen und merkwürdigen, der zweite aber Künstlercharaktere. Im zweiten Stücke mag Iffland und Fleck; im dritten Madam Unzelmann und Meyer folgen. Nach Vollendung dieser Schilderungen wollen wir auf die Naturalisten übergehen.

Der Ton in der Kritik ist ganz abhängig von der Prätension des beurtheilten Künstlers und des Produkts. Guter Wille ohne Kraft verdient Schonung und sanfte Abweisung; Kraftlosigkeit mit Prätension und Anmaßung auf Kunst, Spott, Persifflage, Satyre und ein determinirtes Abschrecken; rohes Streben mit Kraft, Ermunterung und Ermahnung. — Die Kabale, das Berufen auf niedere Absichten, das Darstellen des Kritikers als eines unsittlichen und niedrigen Menschen u. s. w. verdienen den kalten Ernst und den bittern und leichten Spott, welcher für

die Niederträchtigkeit gehört. Ob übrigens unſer Streben von den Schauſpielern wird anerkannt werden oder nicht, iſt ganz gleichgültig; ſie ſind bei der Kritik Sachen, nicht Perſonen, und haben keine Stimme. Mit Treue, Sorgfalt, Offenheit und Liebe zur Sache wollen wir verfahren, es iſt indifferent, ob man dieſe ehrt und anerkennt. Wer Gründe gegen unſere Anſichten vorzubringen hat, thue es öffentlich, er widerlege uns, ſpotte und äuſſere ſeine Meinung in jeder ſittlichen litterariſchen Form, wir werden dieſen öffentlichen Aeßerungen, nach Maßgabe derſelben zu begegnen wiſſen. Wer dies nicht kann, der ſchweige; auf Aeußerungen ohne Gründe werden wir nur ſehr ſelten, niemals dann hören, wenn ſie ſich als Indifferentismus offenbaren.

VIII. Sonette
auf Flecks Tod.

I. Die Sendung.

(Die Schauspielkunst spricht.)

Hernieder schwebe zu den großen Hallen,
Wo dir Melpomene, Thalia weilen.
Hin zu dem Schwesterpaare sollst du eilen,
Daß würd'ge Opferdüfte mich umwallen.

Mir der Erhabnen soll dein Loblied schallen,
Laß es mit kühnem Flug die Wolken theilen.
Du wirst die Brust der Sterblichen mir heilen,
Und müßtest du als Opfer selber fallen.

Was du hier sahest magst du offenbaren,
Was ich dich lehrte, darfst du kühnlich sprechen,
Das Himmlische den Irdischen verkünde.

Der Liebe Fülle sollst du dann erfahren,
Nicht Alters Schwäche wird den Muth dir brechen,
Ich löse früh und sanft die irdsche Binde.

II. Die Rückkehr.

(Fleck ſpricht.)

Was du gebeten hab' ich kühn errungen,
Gethan, wozu das große Herz mich drängte,
Ob Neid, ob Haß, ob Scheelſucht mich beengte,
Durch deine Kraft hab' alle ich bezwungen.

Der Paean iſt, o Göttin, dir geſungen,
Daß nun zu deinem Dienſt ſich jeder lenkte,
In aller Bruſt die ſüße Ruh ſich ſenkte,
Von der mein Lied prophetiſch oft geklungen.

Es iſt vollbracht! Nun Göttin dich erbarme,
Wie ich dich einſtmals ſchaute, laß dich ſchauen,
Ich mag nicht mehr auf träger Erde weilen.

Tiefathmend ſehn' ich mich zu dir zu eilen,
Mich ſoll nicht vor dem Spiel des Todes grauen,
Du Holde, öffne mir die ew'gen Arme.

IX. Musenalmanach für das Jahr 1802.

Herausgegeben von A. W. Schlegel und L. Tieck.
Tübingen Cotta 1802.

Zu den schwierigsten Aufgaben der Kunstkritik gehört die Beurtheilung von Sammlungen kleiner Gedichte. Eine Reihe von Ganzen, welche alle einen geringen Umfang haben, scheint zwar bei weitem leichter zu übersehen, als ein einziges großes Ganze, die Durchführung und Darstellung einer einzigen; oder weniger Ideen in einem kleinen Kreise scheint faßlicher, begreiflicher und übersehbarer. Allein derjenige, welcher dies Urtheil in der That für gegründet hielte, würde eine große Unbekanntschaft mit der Natur der Kunst und der Kritik derselben verrathen, denn der Organismus eines noch so kleinen Kunstwerks, unterscheidet sich in nichts von dem des größten, jenes trägt dieselbe Unendlichkeit in sich wie dieses, re-

flekture sich eben so mannigfaltig und kunstreich, und in so fern ist demnach die Schwierigkeit der Beurtheilung gleich. Allein eben die geringere Ausdehnung, die kleinere Masse, erfordert einen schärfern Blick, die Reflexe des Ganzen im Einzeln und umgekehrt, sind unbemerkbar, bei weiten weniger imposant und häufig, und der Kritiker muß gleichsam sein Auge bewaffnen, um die bewundernswürdige Struktur dieser kleinern Organisationen zu erkennen.

So wie aber das Erkennen und Auffassen kleinerer Ganzen Schwierigkeiten unterworfen ist: so ist die Darstellung der aufgefaßten Ideen es nicht minder. Die meisten Kritiker ergießen sich dabei theils in ein unbestimmtes Lob oder Tadel, oder sie gerathen durch eine genaue Verfolgung und Schilderung des Einzelnen in eine ermüdende Weitläuftigkeit, welche des Zweckes durch eine Kritik das Urtheil zu leiten und einen Begriff von dem Totaleindruck der ganzen Sammlung zu geben, durchaus verfehlt. Es wird daher an seinem Orte sein, und zu den Erfordernissen dieses Aufsatzes gehören, daß wir die kritische Methode, nach welcher wir bei dieser und ähnlichen Sammlungen verfahren, entwickeln und darstellen, ehe wir sie auf die vorliegende anwenden.

Ein jedes Individuum ist in einem jeden Momente seines Daseins es selbst; es denkt, empfindet, fühlt, handelt, nach einer eigenthümlichen Regel, durch welche es sich aus der Gattung als ein Einzelnes abscheidet, und als Individuum constituirt. Als gehörig zu einer Gattung, als umgeben von einer gemeinsamen Welt, wird einem jeden Individuum eine gemeinschaftliche Ansicht der Dinge gleichsam aufgedrungen, und dadurch entsteht ihm eine Reihe von Punkten, durch welche das Einzelne mit Allem zusammen hängt, durch welche es für ein jedes andere Individuum verständlich und begreifbar wird. Es kommt der Wissenschaft zu, diese reine Ansicht der Welt aus dem Begriffe einer absoluten Gattung und einer gemeinsamen Natur als nothwendig entspringend, und entsprungen nach allen Momenten aufzufassen; und so den Begriff der Wissenschaft, der Natur, der Kunst, der Sittlichkeit, der Geschichte u. s. w. abzuleiten; die Kunst setzt eine bestimmte Ansicht voraus, und stellt in ihren einzelnen Produkten individuelle auf, deren Basis und Allgemeingültigkeit die Kunstkritik zu beweisen hat. Denn die vollendetste Wissenschaft kann zwar Individualität ableiten und beweisen, aber nicht das Individuum; und eben so wenig kann

die Kunstwissenschaft, ob sie gleich die künstlerische Ansicht des Universums aufstellen und davon die reinen Gattungen ableiten kann, das einzelne Produkt deduciren. Ueberhaupt hat die Kunstwissenschaft die höchste Aehnlichkeit mit der Naturwissenschaft. Wie diese den Begriff einer Natur ableiten und darstellen muß, wie sie sich beschäftigt, von derselben eine allgemeine Ansicht aufzustellen, und von dieser die Klassen der Naturprodukte und ihre Verhältnisse unter und zu einander herzuleiten, wie sie das einzelne Produkt sich nur dadurch wahrhaft aneignet, daß sie die Naturelemente in demselben nachweiset, die Lücke, welche es ausfüllt, angiebt, und es so unter die Naturansicht subsumirt, und das Resultat in jedem Moment durch ein Erproben und Wirken auf dasselbe, rechtfertigt: gerade so muß die Kunstwissenschaft in Hinsicht der einzelnen Kunstorganisationen sich verhalten, um sie zu begreifen, zu verstehen, und in sich aufzunehmen. Das Dasein der Kunst muß als nothwendig abgeleitet, und die Stelle angezeigt werden, welche sie in den reinen Construktionen des menschlichen Geistes einnimmt, sodann muß das Universum dargestellt werden, wie es durch die Kunst gebrochen erscheint, was wir unter den

Begriff: Künſtlerphiloſophie, zuſammenfaſſen, dann müſſen die reinen Arten der Kunſt und Kunſtwerke demonſtrirt werden, und endlich muß ein jedes Individuum der Kunſtwelt, jede einzelne Organiſation derſelben, wie ſie ſich in der Geſchichte entfaltet, durch eine beſondere Kraft des Geiſtes, deren Anwendung Kritik heißt, aufgefaßt, und in jene Künſtleranſicht des Univerſums aufgelöſt werden. Auf dieſem Wege, ſieht man daher, kommt der Künſtler und ſein Kunſtwerk als Individuen gar nicht in Betrachtung, und es bleibt bei dem idealen wie bei dem realen Individuum, ein dem Verſtande Unauflösbares übrig, welches nur die Anſchauung giebt, der Gewinn für den Verſtand iſt Etwas allgemeineres, es ſind Geſetze, dem Individuellen bis auf eine unbeſtimmte, von dem Scharfſinne des Kritikers oder Experimentators abhängige Weiſe ſich nähernd, nur durch das einzelne Kunſtwerk oder Naturprodukt entſtehend, und durch das Daſein dieſer beiden zu entdecken. Wer daher ein Kunſturtheil über irgend ein Kunſtwerk fällen will, ſei es von dem größten oder kleinſten Umfange, wird das Unbeſtimmte und die Weitläuftigkeit auf keinem Wege vermeiden können, als daß er die durch den einzelnen Dichter und den beſtimmten Gegen-

ſtand gebrochene und verengte Künſtleranſicht des Univerſums aufſtellt. Je ſchärfer er dieſe auffaßt, je genauer er die Bedingungen von der Freiheit des Künſtlers und dem Gegenſtande geboten, als nothwendig und erfüllt demonſtrirt, je gewiſſer wird er dem ſchaffenden Individuum und deſſen Geſchöpfe den Kunſtraug anweiſen, und dies Reſultat, wenn es gefordert wird, durch Einzelnheit in der Darſtellung belegen können. Dies muß der Kritiker bei großen ſowohl, als kleinern Ganzen leiſten, und daher iſt die Schwierigkeit bei jenen und dieſen gleich groß. Hier wird mehr errathen, dort mehr demonſtrirt, hier eignet ſich alles mehr zur lyriſchen Darſtellung und Auffaſſung, dort iſt die Verſtandesparthie, das Gerüſte größer und alles einleuchtender und faßlicher. Daß eine Sammlung von Gedichten eines Subjects als ein größeres, loſes, zerſtreutes Ganze angeſehen werden kann, in welcher der Geiſt des Künſtlers ſich deutlicher und feſter ausſpricht, verſteht ſich durch ſich ſelbſt.

Nach dieſer Angabe der Methodik gehen wir zu dem Almanache ſelbſt über, welchen wir in ſeine Haupttheile zerlegen wollen. Den erſten, und eine ziemlich ſtarke Parthie deſſelben, nehmen myſtiſche Gedichte von Friedrich Schlegel, Tieck

und Novalis ein, und diese sollen uns zuerst beschäftigen. Es wird aber zu dem Ende nothwendig sein, daß wir etwas über die Natur des mystischen Gedichtes vorausschicken. Dasjenige nun, von dem im Folgenden die Rede sein wird, bezieht sich nicht auf die zwei Ur-theile der Poesie überhaupt, auf das thierische und göttliche, das heißt auf das komische und tragische, nicht auf das analytische und synthetische, das ist, auf das klassische und romantische, denn diese Begriffe erhalten in der Kunstwissenschaft eine ganz andere Stelle, sondern um mich durch ein Bild auszudrücken, es ist hier die Rede von den Dimensionen der Poesie und der Intension der Raumerfüllung. Wir wollen es versuchen unsere Ideen durch das Folgende klarer zu machen. Alle Kunst ist Anschauung des Universums, und in diesem Begriffe liegt schon eine Aussöhnung eines Widerspruches und Gegensatzes. Dann das Universum ist etwas Unendliches, Anschauung aber führt auf die engste Gränze des Daseins, es wird daher die Kunst darin bestehen, das Unendliche in dem Begränzten darzustellen, und dies kann nicht anders geschehen, als durch die Verwandelung in das Bild und Symbol. Es ist unmöglich, bei diesen beiläufigen Andeutungen diesen Begriff wei-

ter im einzelnen zu verfolgen, es ist genug, daß durch dies wenige klar wird, wie ein jedes Kunstwerk, sein Umfang sei so groß oder so gering als er wolle, deutlicher oder dunkler, unendlich, universell, symbolisch für das Ganze sei. Nun scheint es freylich nach diesem, als wenn ein jedes Kunstwerk, da ihm dieselbe Ansicht zum Grunde liegt, dieselbe Intension haben müßte, als wenn es sich nur in Hinsicht der Klarheit der Ansicht unterscheiden könnte.

Und so ist es in der That. Es giebt Seelen, die nur das Individuum als solches anschauen, und es mit dieser Ansicht zu einem Kunstwerke erheben. Sie schauen das Universum an, aber ohne es zu wissen, sie vergöttern es durch ihren schönen Kunsttrieb in der Einzelnheit. Es sind, wie Leibnitz schlafende Monaden annahm, gleichsam schlummernde Universa, die nur der Beschauer durch seine Wissenschaft als universal erkennt und umdeutet. Wir wollen diese Gattung einfache Gedichte nennen. Wird der Begriff des Universums klar in der Seele des Künstlers, strebt er den Zusammenhang von Einem und Allem im Kunstwerke auszudrücken, so wird sein Gedicht allegorisch und dessen Element ist Metapher. Die Metapher ist nehmlich die Anspielung auf das

Uni-

Univerſum, denn ſie concentrirt zwei Individuen zu Einem, und die Allegorie ahmt dies im Großen und Ganzen nach. Denn in derſelben ſind zwei Individuen nach allen ihren Qualitäten in einander verſchmolzen, eines iſt ohne das andere nicht verſtändlich und mit der Anſchauung beider wird erſt das Gedicht vollendet. Ich darf es wohl nicht erſt ſagen: daß hier nicht von jenen gemeinen Allegorien, ſondern von jenen höhern wie in Göthe's Prometheus und andern die Rede iſt. Allein immer bleiben ſolche Gedichte nur ein Winken und ein Zeigen auf die Künſtleranſicht des Univerſums, die abſolute Einheit von Einem und Allem wird nur in einem einzelnen Falle erkannt und angeſchaut. Man begreift daher, daß es noch eine dritte Gattung der Gedichte geben kann, in welcher das Univerſum als ſolches aufgeſtellt und poetiſch angeſchaut wird, und dies iſt der Sinn aller Theogonien und kosmologiſchen Gedichte, dies das Ziel ihres Strebens. Sie wollen das All darſtellen als ſolches, dies iſt die Tendenz des Heſiodus, Pherecydes, Empedokles, Lucrez, Dante, Böhme und einer Reihe anderer göttlicher Menſchen, deren Nahmen hier gleichgül ig ſind. Dieſe Art der Dichtung heiße das myſtiſche Gedicht, und wenn es ein Kunſtwerk iſt, ſo iſt es das

reine Lehrgedicht, denn dasjenige, was in den Theorien als solches angegeben wird, ist die ausgedehnte Gnome, oder die Tirade, welche nur in so fern etwas gutes ist, als sie dramatisch bezogen wird. Vielleicht kommt mancher, indem er dieses liest, auf die Idee, daß nach unserer Ansicht nur ein einziges mystische Gedicht möglich sei, da ja doch das Universum eines und dasselbe, da es unveränderlich bleibe. Allein dem mystischen Dichter ist das Universum ein Kunstwerk geworden, und damit ist für ihn in demselben alle Zufälligkeit aufgehoben, es existirt keine Willkühr mehr, das scheinbar Zufälligste, steht mit dem scheinbar Nothwendigsten in gleicher Dignität, und die Anfangspunkte sind unzählig, da Alles was Dasein hat, das Princip eines mystischen Gedichtes werden kann. Indessen sieht man sehr leicht, daß es besonders die Mythologie mit ihren Zweigen, der Theologie, Philosophie und Physik sind, in welchen die Principe des Mysticismus liegen; weil diese es sind, welche, jede auf verschiedene Art, das Universum erfassen und ausbilden wollen. Der Form nach fällt aber das mystische Gedicht nothwendig in die Form des Einfachen zurück, denn weil alles sich selbst in allem und nur sich selbst reflektirt, weil alles Allegorie ist; so kann es nicht mehr

zur einzelnen Allegorie zurück, und sie wird in ihm völlig aufgehoben, weil sie überall in demselben herrscht.

Diejenigen aber würden sehr irren, welche die mystische Ansicht des Universums für die spätere hielten, weil in dem Lauf der Zeiten wir uns erst jetzt derselben nähern, im Gegentheil ist sie die frühere, und die Mythologien sind nichts als solche wilde und unfreie, mystische Ansichten, die wir auf mannigfaltigen Wegen durch Wissenschaft wieder zu gewinnen streben. Uebrigens darf es uns nicht wundern, daß das mystische Gedicht sich wie das einfache in dieselben Arten spaltet. Denn die ächte poetische Hymne, was ist sie anders als eine mystische Lyrik, die poetische Cosmologie des Böhme, mit welchem schicklichern Nahmen könnte sie belegt werden, als einer mystischen Epik, und warum sollte es nicht möglich sein, aus dem Stoffe von Klopstocks Messias, mit Heiligkeit und Religion im Herzen, ein erhabenes Drama zu schaffen? Und warum sollte das mystische Drama sich nicht in Komödie und Tragödie theilen, wie das einfache? ja was sind denn manche Sachen im Hans Sachs anders als Beweise für die Möglichkeit einer komischen Umbildung eines mystischen Stoffes? Wahrlich in der

mystischen Poesie findet dieselbe Mannigfaltigkeit, dieselben Gattungen statt, und den Dichtern steht hier ein unendliches Feld für ihre Schöpferkraft offen. Uebrigens sieht man sehr leicht, daß das bleibende, ewige Universum sich am besten für die plastische Ruhe des Epos schickt und der Strom vom Universo in die Seele stürzender Empfindungen, sich für die lyrische Darstellungsart vorzüglich eignet.

Wenn nun aber kleine, nicht ganz lyrische Ganze mystisch dargestellt werden sollen, wie ist dies möglich? Welches Streben muß hier der Dichter haben? Kein anderes, als daß er das Einzelne, den Ausschnitt des Ganzen, ausdrücklich und bestimmt zum Universo umdeutet, hiedurch die mystische Ansicht voraussetzt, und sie durch die Darstellung des Einzelnen rechtfertigt. Es ist klar: daß auf diese Art sogar die mystische Poesie eine Allegorie darstellen könne. Wie nehmlich das allegorische Gedicht eine höhere Potenz des einfachen, das mystische eine des allegorischen war, wie hiedurch der Mysticismus als die höchste, letzte Spitze gesetzt ward: so kann der Dichter wieder vom Mysticismus als dem ersten ausgehen, und einen einzelnen Gegenstand mit Willkühr dahin umdeuten. Wir werden in der nähern Ansicht

dieſes Almanachs die eben auseinander geſetzten Begriffe alle bedürfen.

Unter dem Nahmen Abendröthe hat Friedrich Schlegel ein vollendetes Gedicht geliefert, welches allein ſchon hinreichend wäre, die Anſprüche auf den Nahmen eines großen Dichters zu rechtfertigen. Die materielle Form, welche das Ganze begränzt, iſt die Beſchauung einer abendlichen Landſchaft, ihrer Gegenſtände, und eine Schilderung des Eindrucks, welche dieſe auf die Seele eines religiöſen Dichters machen. Es bilden ſich alſo weſentlich zwei Punkte, zwei Abſchnitte im Gedichte: der eine iſt die Darſtellung der Gegenſtände an ſich, der andere ihr Verſchmelzen zur Harmonie und das Auffaſſen ihres allegoriſchen Sinnes in der Seele des Dichters. Da nun der Menſch und der Dichter die höchſte Harmonie ſind: ſo wird die Schilderung der Seele des Dichters, die ruhigſte, innere Darſtellung, die klarſten Ideen und die zierlichſte äußere Form erhalten. Allein wie ſollen die Gegenſtände behandelt werden? Welche Gattung der Schilderung würde ſich am meiſten in dieſem gegenwärtigen Falle für ſie paſſen? Nicht daß der Dichter ſie ſchilderte, denn alsdann erſcheinen dem Leſer die Gegenſtände nicht mehr als Natur, ſon-

dern durch die Individualität des Dichters angeſchaut und gebrochen, ſondern ſie werden ſich ſelbſt ſchildern müſſen; dies aber kann nur geſchehen, durch eine Beilegung von Leben und Phantaſie, durch eine Verwandelung der einzelnen Gegenſtände in Perſonen, Erhebung dieſer Naturpartien zu einer Intelligenz und einem Bilde des Menſchen, welcher auch nur ein Bild von der Natur iſt. Hiedurch bekommt die Conſtruktion des Gedichtes, eine Annäherung zum Drama, welche aber nur ſehr bedingt iſt, da eine jede Perſon ihre Natur nur einmal lyriſch ausſpricht. Das Ganze iſt demnach ein myſtiſch-lyriſches Landſchaftsgemälde des nahenden Abends, eine Schilderung nach den zwei Hauptmomenten der ſcheidenden und untergegangenen Sonne; es ſind dies gleichſam Theile des großen Concerts, deren jeder ſeine Symphonie und ſeinen Schluß hat. Ueber das Verhältniß der beiden Theile zu einander, läßt ſich vorläufig nur ſo viel beſtimmen, daß das Colorit des letztern bei weitem dunkler ſein werde, als das des erſtern, die poetiſchen Mittel dazu müſſen im Einzelnen aufgefunden werden.

Bis jetzt iſt nur von der Conſtruktion des Gedichtes im Ganzen die Rede geweſen, jetzt wollen wir das Einzelne darſtellen, und die Ideen,

welche hier zum Grunde liegen, kurz andeuten. Nur soviel vorher: daß eine Vollzähligkeit auf der einen, und eine genaue Gegenüberstellung auf der andern Seite, die Freiheit des Gedichtes, welches ein zufälliges Zusammenfassen der Naturgegenstände enthält, sehr stören und zu pedantisch ordnen würde. Auch ist es sehr weise, daß das ganze Gedicht nicht mit der Einführung des Beschauers beginnt, denn ob sich gleich die Natur nicht schöner reflektiren kann, als in der Seele des Dichters, für den sie eigentlich nur allein als Kunstwerk existirt: so scheint doch die Ansicht objectiver, wenn der Dichter nur als auffassendes Subject in der Symphonie genannt wird. Diese Symphonie besteht aus einem kurzen Gedichte mit einer tiefen weiblichen Assonanz, in welcher die Gegenstände der künftigen Darstellung ungefähr eben so verwebt sind, wie manche Componisten die Themata ihrer Arien in die Symphonie verweben.

Der erste Gegenstand sind die Bilder menschlicher Kühnheit und die Bilder der Kraft in den Gedanken und Thaten, die Berge, welche mit ihren Gipfeln zur Sonne streben. Weiterhin ziehen Vögel, das Bild des freien friedlichen Aufschwebens zum Aether, und der sehnsuchtigen Unschuld,

dem Knaben wird die Ferne zur Höhe. Mitten ſtrömt der Fluß ſanft dahin, ein Bild des Auffaſſens des Univerſums in ſeiner Reinheit und Klarheit und ſanft mit der Schönheit ſpielend. Was der Strom unter den Naturgegenſtänden iſt, wird der Hirt unter den Menſchen. Aber auch die kleinern Organiſationen ſtreben zur Sonne, die Roſe ſteigt ihr ſehnſüchtig entgegen und vergeht in Liebe zu ihr, wie der kleine Vogel der dieſes enge Univerſum umflattert, der Schmetterling. Hinten ſinkt allmählig von ſanften Lüften umſäuſelt die Sonne, die Mutter der Natur und des Tages insbeſondere, wehmüthig und liebevoll ſcheidend hinab, und nun tritt der auffaſſende Gegenſtand der ganzen pittoresken Scene, der Dichter, hervor, und faßt in der höchſten Harmonie, das Streben des Einzelnen und des Menſchen auf: In das All zurückzuſinken und ſich mit ihm zu vermiſchen.

Hier endet der erſte Theil, und es entſteht nun eine mehr romantiſche Scene, welche eine neue Symphonie einleitet, ſie enthält wie die obige die Gegenſtände der nächſten Darſtellung, aber die Aſſonanz iſt männlich und höher gelegt. Die Ruhe des Menſchen, welcher ſich nicht an das Einzelne bindet, ſich auch nicht dem Gram

hingiebt, ſondern ſeine ſelbſtſtändige Einſamkeit behauptet, wird ſehr ſchön in dem Bilde eines abendlichen Wanderers gebildet, dem der Mond, dieſer matte Erſatz der Sonne, der um die Erde einſam wandert, auf ſeinem Pfade leuchtet. Eine Nachtigall, der eine andere antwortet, ſchlägt abſeits im Buſche, die ſichtbare Pracht iſt verglommen, die hörbare Schönheit thut ſich auf, was der Ausdehnung und Weite der Ausſicht abgeht, giebt die Nacht an Tiefe der Empfindung, hier entfaltet ſich die ſtille Liebe in Tönen, deren Bild die Nachtigall iſt, nur verſtanden von dem einſamen, liebenden, ſehnſüchtigen Mädchen. Ein Waſſerfall mit ſeinen ſtürzenden Gewäſſern rauſcht in der Ferne, als Bild der leidenſchaftlichen, unglücklichen, ſtürmiſchen Liebe, während zu den Füßen die Blumen, (entgegenſtehend den kleinern Organiſationen des erſtern Theils,) dieſe Kinder und Sterne der Erde, ihren Duft zum Himmel ſenden. Durch dieſe hin geht ein ſehnſüchtiger Sänger, der nach der Ferne und Zukunft verlangt. Oben ſcheinen die Bilder der Ruhe, die Blumen des Himmels, die Sterne, dieſe milden Sonnen der Nacht, während durch die Gebüſche die Luft ſäuſelt. Der Dichter beſchließt dieſen zweiten Theil mit der Auffaſſung

der Idee der Macht und ihrer Bedeutung der innerſten, einfachſten, durch keine Einzelnheit verſplitterten Wahrheit und Heiligkeit.

Dieſer vorgezeichnete Ideengang wird den Leſer bei der Anſchauung des Gedichtes allerdings leiten, und es iſt klar, daß ſich im Ganzen der Dichter einen beſtimmten Abſchnitt des Univerſums gewählt und dieſen mit Freiheit zum Bilde des Alls umgedeutet hat. Es wäre alſo nach unſern Begriffen ein allegoriſch-myſtiſches Gedicht; und indem der Dichter ſich einzig an der Oberfläche der Natur gehalten: ſo entſteht ihm eine rittereske Tendenz, welche aber dem Myſticismus keinen Abbruch thut, eben ſo wenig, wie die durch das Ganze gehende Klarheit und Simplicität.

Nach dieſer Angabe der Konſtruktion des Ganzen und Einzelnen, wollen wir nun einiges über die Darſtellungsformen hinzufügen, welche hier von einer bewundernswürdigen Klaſſicität ſind. Der Sprachlehrer könnte hier aus dem Gebrauch, welcher von der Länge und Kürze der Verſe, der Reimſtellung, dem Reime und der Aſſonanz gemacht worden, das Weſen dieſer grammatiſch-poetiſchen Formen auf das befriedigendſte entwickeln. Wir wollen, da es unmöglich iſt,

alles zu erschöpfen, wenigstens die Künstlichkeit in manchem Einzelnen andeuten. Zu der Symphonie beider Theile sind kurze assonirende Verse gewählt, die zum ersten Theile ist weiblich in U, die zum zweiten männlich in O. Beide sind durchgehend. Da die Assonanz auf der Uebereinkunft der Vokalen beruht; die Vokale aber absolut betrachtet, die Empfindung andeuten, wie die Konsonanten die Ausdehnung: so ist die Wahl der Assonanz durchaus nicht gleichgültig, und man muß einen bestimmten Grund haben, warum man aus der Empfindungsscala, bald die höchste Note I, bald die tiefste U mit allen dazwischen liegenden Diphthongen oder Vocalen wählt. Hier ist die Bedeutung jenes U und dieses O leicht gefunden. Das Tiefe, Herabsinkende, Gedämpfte schildert das U, das Emporstreben und die Klarheit des O. Eine weitere Entwickelung würde hier unverständlich werden. Bei den einzelnen Gegenständen hat nun der Dichter Sorge getragen, daß jeder sich nicht bloß in den Ideen, sondern auch in den Formen schildert. So die Berge, wo durch den Schwung der Verse und die Länge und Kürze der einzelnen zu einander, wie durch den Bau der ganzen Strophe die plastische Kühnheit des Umrisses der

Berge geſchildert wird. Eben ſo malt bei dem Gedichte: die Vögel die durchgehende Aſſonanz auf J und die kurzen Verſe, bei dem: der Knabe, die, wir mögten ſagen, aus Sonett und Canzone zuſammengeſetzte Strophe. Die Enjambements der Verſe nicht nur, ſondern auch der Strophen bei der Schilderung des Fluſſes ſind malend. Die ſanften Reime und Annominationen bei dem Hirten, die Einförmigkeit der Reime in dem Gedicht: die Roſe, ſind nicht minder bedeutend, eben ſo das Sylbenmaaß bei dem Schmetterling und die großen langſam einher ſchreitenden Verſe in dem Gedichte: die Sonne. Die doppelte, wechſelnde, nicht ganz ſtreng gehaltene Aſſonanz in dem Gedichte: die Lüfte, iſt ſehr bedeutend. Eben ſo iſt das Anſtrebende und Anklimmende in dem Sylbenmaaße: der Wanderer und die Stanzen, welche die Schilderung des Mondes enthalten, ſehr charakteriſtiſch. Die Nachtigallen ſind mit doppelter, durchgehender, weiblicher Aſſonanz, die ſich ſo einander aufnimmt, daß die letzte der erſten Strophe, die erſte der zweiten wird, geſchildert, wodurch ſich der Begriff des Chores ſehr ſchön andeutet. In dem Waſſerfall ſind dieſelben Enjambements wie bei dem Fluſſe, er gehört zu derſelben Naturerſcheinung, nur iſt ſein Hinſtrö-

men ſtärker, aneinanderhängender, gewaltſamer. Daher hier keine Strophen, ſondern gleichſam nur eine volle poetiſche Periode in langen Verſen, die ſich unmittelbar auf einander reimen, aber ſo, daß der Reim des erſten in die Mitte des zweiten Verſes fällt, wodurch, wenn man die zum Reime gewählten Wörter dazu nimmt, die Schilderung dieſer Erſcheinung außerordentlich vollendet dargeſtellt wird. Das Weiche und Sanfte im Sylbenmaaße bei der Schilderung der Blumen, und die Annominationen in den Verſen des Sängers, das ſpielende Echo abbildend, können nur einem rauhen Ohre entgehen. Sehr ſchön ſchließt das Sylbenmaaß in der Schilderung der Sterne mit ſeinen langen Verſen und durchaus weiblichen Reimen, deren einer in der Strophe viermahl wiederkehrt. Die Gebüſche, welche hier, wie dort die Lüfte, den Nachklang machen, werden durch eine ſanfte Aſſonanz, welche ſich durch die Konſonanten mannigfach abſtuffet, ſchön ausgedrückt. Den Schluß eines jeden Theils macht der Dichter, und dieſe höchſte Harmonie wird ſehr ſchön durch die Form des Sonetts, in welcher die höchſte Uebereinſtimmung herrſcht, geſchildert.

Mit dieſem Gedichte verbinden wir zugleich

die physikalische Romanze vom Licht. Es schildert diese gleichsam die Wanderungen des Lichtes durch die ganze Natur und seine Rückkehr zur Sonne. Für diejenigen, denen es etwa zu schwer werden mögte, dieser Mystik zu folgen, stehe hier die Hauptidee. Als das Licht von der Sonne herabgekommen, wurde das Eisen aufgeregt, es entstanden Metalle, Edelsteine, Ströme, während hohe Lüfte zwischen Erde und Sonne trat. Es bildeten sich Pflanzen, Metalle, Thiere, und der Mensch aus Aether und Eisen verbunden, die Vollendung bezeichnend und aus Erde und Sonne zusammen gesetzt. In ihm wird das Licht zum Bewußtseyn und Denken, und spricht sich aus durch Liebe und Poesie. Bewundernswürdig wird nun das Universum durch eine Vermischung aller Metaphern und eben dadurch die absolute Identität ausgedrückt, welches im Einzelnen zu erforschen, dem Leser überlassen bleibt. Uebrigens darf es nicht befremdlicher sein, daß über das Licht und seine Wanderungen eine Romanze geschrieben wird, als wenn ein Sänger die Rückkehr des Ulysses in eine Romanze faßte. — Die Hymnen von demselben Verfasser in der Form von Sonetten zeichnen sich nicht minder durch ihre Form als durch ihren Inhalt aus, sie be-

ziehen sich auf Poesie, Natur und Mystik. An diese mögen sich die aus dem Spanischen von Friedrich und aus dem lateinischen von Wilhelm Schlegel übersetzten, mystischen Hymnen schließen. Es sind Ansichten der katholischen Religion, welche diese darstellen, einer Religion, welche poetisch angesehen, so bedeutsame und mysteriöse Darstellungen zuläßt. Ein Meisterstück von Uebersetzungskunst ist: die vor Liebe sterbende Maria, in welchem Liede die gleitenden Reime nicht nur sehr glücklich nachgebildet, sondern oft übertroffen sind; über die spanische Nachbildungen können wir uns kein Urtheil anmaaßen. Dies bahnt uns einen Uebergang zu Novalis geistlichen Liedern. Der größte Theil derselben ist in einer kindlichen, elegischen Stimmung gedacht, und drückt mannigfaltige Verhältnisse des religiösen Menschen zu dem Gegenstande seiner Liebe aus, und obgleich der Zusammenhang sehr locker und lose gehalten ist: so erhält doch dadurch das Ganze eine Einheit und einen gleichsam historischen Faden, welchen die mysteriöse Hymne, die Bedeutung des Abendmahls erklarend, auf das erhabenste und rührendste beschließt. Sehr wohl fühlen wir, daß diese wenigen Worte, diesem ausgezeichneten und einzigen Geiste gewidmet, nur

einen sehr schwachen Begriff von seiner originalen Poesie und seiner tiefen Wissenschaft geben. Es gelingt uns vielleicht, bei einer andern Gelegenheit eine bestimmtere Schilderung, und eine tiefer gehende Charakteristik zu entwerfen, und dabei eines andern, früh verstorbenen Freundes zu gedenken, über den auch noch kein öffentliches wissenschaftliches Wort gesagt worden. Merkwürdig sind noch zwei physikalische Epigramme von Bonaventura: Thier und Pflanze, und: Loos der Erde. Auch von Tieck sind in diesem Almanach mystische Gedichte befindlich, zu denen wir außer: dem Zornigen, Sanftmüthigen als dem symbolischen Ausdruck der Thätigkeit, und außer der Einsamkeit, die Lebenselemente ganz vorzüglich rechnen. Sie enthalten eine Umdeutung des Körperlichen und Irdischen, in seinen verschiedenen Verhältnissen zum Geistigen und zur Natur des Menschen. Die Darstellung beginnt mit der festen Erde und steigt von da, nach beiden Richtungen, theils in die Tiefe zu dem Grübeln und Dringen nach dem Unterirdischen, theils durch Wasser, Luft, Feuer, zum Lichte, dem Symbol und der Gränze des Geistigen und Körperlichen. Die beiden Gedichte Arbeit und Sabbath sind die poetische, unallegorische Wiederholung der vorigen. Ein vollendetes Meisterstück

aber,

aber, ein nie genug zu bewunderndes Kunstwerk, ist eine mystisch-dramatische Romanze: die Zeichen im Walde. Der Dichter hat hier in einer Geschichte eine Ansicht des christlichen Lebens in einem bestimmten Falle niedergelegt, woraus sich jene mystischen Tröstungen des Sohnes, welche dem blöden Blicke als unziemliche, lange und unnütze Weitläuftigkeiten vorkommen müssen, von selbst erklären. Es scheint beim ersten Anblicke nicht nöthig, dieses Gedicht als zur Klasse der mystischen gehörig aufzuführen, und man könnte, ohne von dieser Ansicht auszugehen, das Gedicht unstreitig verstehen und erklären, ohne eben eine allegerisch-mystische Idee zum Grunde zu legen. Wenn man aber bedenkt, daß der Sigismund die Religion symbolisch darstellt, und daß ihm der Feind der Menschen, als ein ewiges Princip entgegentritt, daß das Schicksal des Alten der symbolische Ausdruck für die Verflechtung des Menschen in das Böse ist, wenn man die religiösen ganz mystisch genommenen Anklänge, welche durch das Ganze hindurch gehen, erwägt: so darf man es kühnlich zu der Klasse der mystischen Gedichte rechnen, und es würde dann ein Beispiel von einem dramatisch-mystischen Gedichte sein. Wir wollen indessen nicht über

Worte ſtreiten, und am Ende kann die Klaſſe, zu der es zu rechnen iſt, gleichgültig ſein. Sehen wir auf Charaktere nnd deren Darſtellung, oder auf Form und Sylbenmaaß, ſo iſt beides gleich vortrefflich. Die Liſt, die Schlauigkeit, die verbiſſene Wuth und ſcheinbare Unbefangenheit des Satans, wie er ſich dem Sigismund nähert und ihn den Frommen, eben ſo zum Leichtſinn verführt, wie er den Vater zum Frevel und Verbrechen verleitete, ſind vortrefflich geſchildert, nicht minder die tiefe, verbiſſene Wuth und die Scheu vor dem Heiligen, welche auf der einen Seite ſehr ſchön mit der dumpfen Verzweifelung des Alten, und auf der andern mit der Unſchuld und Einfalt Sigismunds contraſtirt, auch iſt die Erfindung der Geſchichte ſehr herrlich, und über das Ganze von Anfang an durch die Darſtellung ein geheimes Grauſen ausgebreitet. Nicht wenig trägt auch das Sylbenmaaß, welches das der ſpaniſchen Romanzen iſt, dazu bei, und die tiefe weibliche Aſſonanz aus U. Man kann wohl ſagen, daß die ſtrenge Beobachtung der Aſſonanz in dieſer Ausdehnung ein wahres Meiſterſtück iſt, und nur die Dummheit kann glauben und die alberne Geſchwätzigkeit es nachſprechen: daß ein ſo gewandter Dichter wie Tieck, die alten For-

men der Sprache, als: Bedunken, Lugen, blos zur Bequemlichkeit in dem Assoniren, aufgenommen habe. Waren etwa diese Formen nicht einmal in der Sprache? und soll etwa die Poesie, wenn sie in ihrer Freiheit sich bewegt, und das Alterthümliche, Mythologische schildert und darstellt, nicht diese Formen, welche wie jede Sprachform einer gewissen Periode, einen bestimmten Charakter haben, wieder aufwecken? Ich wäre sehr begierig, begründete Gründe dagegen zu hören.

Die Idylle S. 171 hat einen eigenen allegorischen Charakter und eine feine Bedeutsamkeit. — Jetzt zu einer andern Gattung Gedichte.

A. W. Schlegel hat außer einem zierlichen Sonett: die größere Gefahr, und außer kleinern Gedichten, als die Tragiker, Studium des Alterthums, ein künstliches und zierliches Skolion, und ein sehr zartes, Buri's Bildniß der Gräfin Tolstoy poetisch erklärendes Sonett, vorzüglich Romanzen und eine Reihe Gedichte, unter dem Titel: Todtenopfer geliefert. Der Romanzen sind drei, die Warnung, das Feenkind und Fortunat. Jene erste ist besonders durch die Kühnheit der Züge, die Unbekümmerniß um den Effekt des Einzelnen, durch das Abgerissene, Schwankende und

Unaufgelöste im Schlusse, außerordentlich merkwürdig, dabei ist die Legende selbst mit Treue aufgefaßt und die darstellende Strophe, welche einen metrischen Gegensatz enthält, mit seltner Klassicität durchgeführt. Mit einer großen Zierlichkeit und einer epigrammatischen Feinheit ist die Romanze: das Feenkind, gearbeitet; man könnte diese als Muster, Vollendung und classisches Produkt der geselligen Poesie betrachten, und als dessen künstlichste und zarteste Spitze. Die Romanze Fortunat zeichnet sich durch eine zierliche Umgebung, den Hauptgedanken derselben allegorisirend, aus, durch den weisen Gebrauch und die zierliche Abstuffung der Assonanz und des bald einfachen, bald doppelten Reims; durch das blühende Colorit wird die materielle Idee des Herabziehens in den Sarg, welche leicht die Seele zu heftig bewegen konnte, überdeckt und verhüllt, indem sie sich in Entblattern und Rosenduft auflöst. Das Todtenopfer, einer geliebten Verstorbenen gewidmet, ist ein sanftes Concert, welches nicht heftig aber sehnsüchtig rührt und bewegt. Nicht die Stürme des Schmerzes, nicht die Wuth und die Verachtung alles Trostes, sind die Gegenstände dieser Gedichte, sondern die sanftern aber dauerhaften, die zarten aber bleibenden Klagen, die

süße Wehmuth, das stille Ergeben, der den Schmerz weckende und heilende Trost, das Schwelgen in der Sehnsucht, die Willkühr und Ewigkeit der Erinnerung, die Anknüpfung des Vergänglichen an das irdisch Bleibende und des Ewigen an das Verschwundene. Es beginnt mit einer Symphonie, welche die Stimmung des Geistes im Ganzen malt, und dann werden in einer Reihe Sonette die einzelnen Empfindungen des Dichters geschildert, bis sich der Schmerz mit dem Hinsinken an die Brust des Freundes zu einer stillen Trauer verklärt, die aber durch den Tod eben dieses Freundes sich in eine neue ergießt. Das verletzte Stück ist eine Canzone, das letzte ein Sonett. Die Darstellung des Ganzen ist wunderschön zart und sanft. Sehr verständig hat man unmittelbar hinter diesen Gedichten zwei Sonette von Tieck an Novalis gefügt, von denen besonders das zweite ausgezeichnet vortrefflich ist.

Von den Gedichten von S. sind besonders die Zauberei der Nacht und Wonne der Nacht, wie auch eine Romanze vortrefflich. In den ersten beiden herrscht eine liebliche und zarte Sinnlichkeit, welche mit sehr blühenden und glänzenden Farben dargestellt wird, auch

sind einzelne Stellen in den Tänzern vortrefflich, dem Ganzen aber wäre vielleicht eine größere Dichtigkeit zu wünschen; dagegen scheint der Zusammenhang zwischen diesen drei Stücken zu locker, und aufgehoben würde er nicht vermißt werden. Die Romanze von demselben Dichter ist sehr gut gerathen, man vermißt nichts, was zum Verständnisse gehört, die zwei letzten Strophen fassen sehr zierlich und reizend das Ganze zusammen, und die Einzelnheit ist herrlich dargestellt, auch sind die Verse äußerst sanft und wohlklingend, fast noch mehr als in den übrigen Stücken.

Unter dem Namen B. ist ein Traum geliefert, welcher allerdings im Einzelnen viele gute Stellen hat, besonders ist der Anfang gut gerathen und manche einzelne Stanzen in der Mitte. Allein die Hauptidee, welche sich allerdings zu einem artigen Einfalle und zwar zu einem kleinen Gedichte sehr gut qualifizirte, ist durch das Ausspinnen in diese Reihe von Stanzen zu sehr verkörpert, sie verliehrt das humoristische und flüchtige und erhält dafür eine Materialität, und durch manche Ausschmückungen, welche die Form eines Traumes nicht durchaus entschuldigen kann, ein noch auffallenderes Mißverhältniß. — Sophie B. hat eine Ballade in einer dramatischen

Form geliefert, welche nur aus Anklängen und einzelnen Andeutungen besteht. Ob gleich der Zusammenhang sehr lose gehalten ist: so ließe sich doch gegen manche Scenen mit Grunde die Ausstellung machen, daß sie noch zu viel historischen Stoff in sich tragen, die bloße Gegenüberstellung befördern und das Ganze begriffsmäßig schließen, wodurch der zarte, musikalische Zusammenhang leidet. — Dagegen sind die Stanzen: Bilder der Kindheit meinem Urtheile nach untadelhaft, und der zarte, kindliche Sinn, welcher sich in einer festen Form hier ausspricht, unverkennbar. Bonaventura hat außer obigen Gedichten ein süßes Lied und eine wahre, schauerliche Geschichte in Terzinen diesem Almanach eingerückt, welches letztere Stück wir für eine treffliche Darstellung anerkennen. Der Frühling von H. ist ein Bestreben nach einer mystischen Darstellung des Böhme. In dem Gedichte des schalkhaften Inhumanus wird das abgeschiedene Jahrhundert mit vielem geistreichen Scherz an seinen verdienten Platz abgeführt. Mniochy hat ein auf einen Gegensatz zwischen dem antiken und romantischen Leben sich beziehendes Gedicht geliefert, welches sich allerdings auf eine richtige Idee gründet, allein es scheint, als wenn in der ersten

Hälfte deſſelben, die Intuition, welche man von der Darſtellung fordert, nicht genugſam ſich ausdrückte, welches vielleicht daher kommt, weil es im Gegenſatze und zu ſehr in demſelben gedacht iſt, weit gediegner iſt der Tod dargeſtellt. Das helleniſche Leben aber, wird eigentlich nicht geſchildert, ſondern die Ideen des Verfaſſers darüber ſind als ſolche vorgetragen. — Noch ſind zwei treffliche Gedichte von Novalis, aus einem Roman von demſelben abgedruckt: Bergmanns-Leben und Lob des Weins. Könnte unter beiden ein Rang ſtatt finden, ſo würde das letztere in ſeiner Kühnheit, lyriſchem Feuer und glänzender Darſtellung die Einfachheit und Treuherzigkeit des erſten überwiegen.

Was nun noch übrig iſt, und nicht erwähnt worden, iſt ein artiges Gedicht von Süvern, eine Fantaſie von Schlegel, von demſelben eine Klage, ein Lied, das Ideal und der Beſuch, von Tieck. Allein es kann nicht die Abſicht ſein alles zu nennen, jedes einzelne anzuführen und nach Hauptidee und ihrer Ausführung zu charakteriſiren, beſonders, da wir ſchon die Gränzen einer ſolchen Anzeige überſchritten haben, und im Anfange derſelben vielleicht zu ſehr ins Einzelne gegangen ſind. Wir wollen daher mit

dem Resultate schließen, daß dieser Almanach in der That ein Musenalmanach sei, in welchem kein einziges schlechtes Gedicht enthalten, und so mußte es auch kommen, wenn die hauptsächlichsten Stücke von Geistern, wie Tieck, die Schlegel und Novalis sind, herrührten, und die Herausgeber nur das aufnahmen, was in ihrem Geiste gedichtet, oder als ein gutes Streben zu einer poetischen Bildung eine bestimmte Hoffnung machte.

X. Ueber die Vaterlandsliebe.

Eine Vorlesung von Carl Grattenauer.
Justizkommissarius bei dem Königl. Kammergericht in Berlin.

Berlin, Schmidt. 1802.

(Eine Notiz.)

Es begegnet dünnen Büchern nur zu oft, daß man sie gegen die Corpulenz anderer übersieht, und so dürfte es vielleicht diesen interessanten Blättern gehen, welche vielen Stoff zum Nachdenken demjenigen gewähren können, welcher Winke und Deutungen aufzufassen weiß. Der Verfasser hat seine Ideen über Vaterlandsliebe in der Form einer Vorlesung aufgestellt, welche auch wirklich gehalten worden ist. In einer solchen Abhandlung verlangt man den logischen Gang und die Anknüpfung und Folge der Ideen durch eine darstellende Form und durch Beredsamkeit verkleidet zu sehen, und nach diesen Grund-

ſätzen hat der Verfaſſer ſeine Einkleidung gewählt. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, und wurde eine alberne Forderung ſein, wenn man einen Gegenſtand, welcher ſo viele Seiten der Betrachtung zuläßt, auf vier und zwanzig Seiten erſchöpfen wollte, hier kann nur die Form und deren Zweckmäßigkeit den Werth beſtimmen, die Hauptidee und einzelne Winke. Der Hauptmoment dieſer Darſtellung aber iſt folgender: Es giebt eine doppelte Art ſein Vaterland zu lieben, die erſtere iſt nur inſtinktartig und gründet ſich auf eine dankbare Erinnerung an den Genuß, welchen uns ein beſtimmter Boden und Staat gewährte; die höhere Potenz der Vaterlandsliebe iſt der Weltbürgerſinn, ſich äußernd an einem beſtimmten Staate. Die Form deſſelben iſt gleichgültig, weil eine jede rechtlich iſt, in ihrem Urſprunge abhängig von freier Wahl, allein anerkannt von dauernder Feſtigkeit, welche anzutaſten und zu erſchüttern, das höchſte Verbrechen iſt, da es eine Auflehnung gegen dieſelbe Tendenz ſeyn würde, mit welcher der Staat geſchaffen ward. Dies wird ſchließlich auf Gelehrte und Künſtler als diejenigen angewandt, welche nach unbedingter, menſchlicher Bildung ſtreben, und mit einer Andeutung der erweiterten Strebungen zum Unendlichen ſchließt

ſich die kleine Schrift. Der Glanz des Vortrags und die Beredſamkeit verdient noch eine beſondere Aufmerkſamkeit, nur wünſchten wir, daß weniger unterſtrichen worden wäre, der Verfaſſer bedarf dieſer Nachhülfe in der That nicht, und iſt gewiß mit Friedrich Schlegel darüber einig, daß in der Proſa alles unterſtrichen ſein muß.

XI. Nikolai contra Fichte.

Eine Untersuchung.

Aktenstücke.

Neue deutsche allgemeine Bibliothek, Band 56. Heft 1 — 4. Berlin und Stettin, Nikolai 1801.

Friedrich Nikolai's Leben und sonderbare Meinungen von Fichte, herausgegeben von Schlegel. Tübingen. Cotta 1801.

Ueber die Art wie vermittelst des transcendentalen Idealismus, ein wirklich existirendes Wesen nach Principien construirt werden kann ꝛc. von Nikolai, zum 61. Bande der allgem. deutsch. Bibliothek, Berlin 1801.

Ich will im Folgenden das Recht und die Befugniß untersuchen, mit welcher Fichte in seiner Schrift: Leben ꝛc. S. 39. und 92 — 79. Nikolai mancherlei Dinge beschuldigt, gegen welche sich letzterer in der Schrift: Ueber die Art ꝛc. vertheidigt, und diese Beschuldigungen retorquirt. Es wird sich im Folgenden zeigen, wie weit einer oder der andere in dieser Sache das Recht auf seiner Seite

hat. Ich werde dieses Geschäft mit aller Unpartheilichkeit, Liebe zur Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit übernehmen, ich werde die Wahrheit allein aufsuchen und diese darstellen, ich werde Gründe für alles und Fakta vorlegen, ich werde die leitenden Principien für das Ganze aufstellen, und lade jeden ein, welchen dieser merkwürdige Streit interessirt, mir, wenn ich irren sollte, sei es in den Prämissen oder der Conclusion, Zurechtweisung und Widerlegung zukommen zu lassen. Uebrigens wird hier nur auf Nikolai gesehen, so fern er Fichte als Person angegriffen hat, und angegriffen worden ist. Die Nullität Nikolai's als Gelehrter ist anderswo schon erwiesen, und bedarf daher keiner neuen Worte mehr, doch werde ich der Untersuchung ein Paar Schlußworte hinzufügen.

So wie ein jeder Bürger in einen Rechtsstreit gerathen kann, so jeder Gelehrte in eine literarische Fehde. Den Rechten handelt man nicht zuwider, wenn man nur so viel eingesteht, als erwiesen werden kann, wenn man sich der Schwäche und Unbestimmtheit der Gesetze bedient, um sich den rechtlichen Folgen gewisser Handlungen zu entziehen, aber unsittlich ist es, Fakta abzuläugnen, sie nur halb einzugestehen, und unrechtlich zu sein, weil in diesem bestimmten Falle die Ge-

ſetze die Rechtlichkeit nicht erzwingen können. — Der Gelehrte ſucht und will die Wahrheit. Wenn er ſie glaubt gefunden zu haben, und er geräth in eine litterariſche Fehde, und der Gegner will die objective Wahrheit zu einem Subjectiven, zu einer Meinung herabſetzen, ſo iſt hier ein Fall, in welchem die Energie des Geiſtes, von der Sittlichkeit geleitet, entſcheiden ſoll. Die Form der litterariſchen Kriegskunſt iſt gleichgültig, Spott, Satyre, Perſifflage, Parodie, Witz, Bitterkeit, mögen in Verbindung mit Gründen den Gegner bedrängen; und hat ſich der Streit einmal von der Meinung auf den Meinenden gewandt, und dies muß er wenigſtens indirekt, ſo fordert es die Pflicht, die Sittlichkeit, die Würde, der Anſtand des Gelehrten, daß er nie vergeſſe, daß ſeine Perſon Nebenſache, die Wahrheit Hauptſache ſei, er hüte ſich unrechtlich zu verletzen, aber was er für wahr hält, erkenne er an, wo er gefehlt, da geſtehe er ein, wo er widerlegt worden, da läugne er nicht, er wende nicht das Faktum, er ſuche nicht durch Winkelzüge einen Vortheil zu gewinnen, nicht die Menge zu verblenden. Iſt aus Leidenſchaft oder Rechthaberei eine ſolche die Perſon entehrende Beſchuldigung vom Gegner ausgeſprochen, ſo bleibt dem, der dies that, nichts

übrig, als ein offenes Geständniß seines Fehltritts und seiner Uebereilung, das Resultat, daß er deswegen nicht fähig sei, in der gelehrten Republik seine Vertheidigung zu führen, muß er nach dem Befinden der Umstände sich gefallen lassen. Thut der Gegner dies nicht, so haftet auf ihm der Schimpf die Wahrheit, wider besseres Wissen, verdreht zu haben. Dies ist die polemische Alternative, in welche ein solcher elender Mensch rechtlich gestellt werden kann.

Diejenigen Leser nun, welche dem Gange dieser Untersuchung folgen wollen, müssen jene drei Aktenstücke vor sich haben, indem wir, um nicht weitläuftig zu werden, nichts abschreiben wollen. Diejenigen, welche dies nicht wollen oder können, belieben die folgenden Blätter zu überschlagen, oder wenigstens sich kein Urtheil darüber anzumaßen.

Erste Beschuldigung.

(Fichte klagt an.)

Nikolai hat Fichten beschuldigt: Er habe durch geheime Machinationen in die allgemeine deutsche Bibliothek lobende Recensionen wenigstens eines philosophischen Werkes eingeschwärzt. Diese Beschuldigung werde durch die Stelle in der Bibliothek a. a. Orte

von

on S. 159. Ueberhaupt zeigt Herr Schelling ꝛc. bis Pag. 161 vorstellen zu assen, begründet. Man sehe: Leben Nikolai's von S. 82 — 91. dies wird von Nikolai geleugnet: Ueber die Art S. 12 — 27.

Es behauptet nehmlich Fichte, daß das von Nikolai in der Bibliothek gebrauchte Wort schon länger, dahin zu erklären sei, daß es früher bedeute, und zwar ehe Schelling und Schlegel zu dieser Schule zu rechnen gewesen sind, und früher als die Recension des Grundrisses in der Bibliothek erschien, ja es müsse dies sogar um ein beträchtliches früher geschehen sein, weil die vergeblichen Machinationen Zeit müßten gekostet haben.

Nikolai hat gegen diese Erklärung der Worte: Schon länger eingewandt, es solle allerdings früher bedeuten, allein nicht so wie Fichte meint, sondern da vorher bei Nikolai von Schelling und Schlegel und ihren Verhältnissen zur Litteraturzeitung die Rede gewesen, so habe er sagen wollen: vor der Zeit, als Schelling und Schlegel Lob erschleichen wollten, und dies fiele in das Jahr 1798 und nicht früher. Dies: um ein beträchtliches früher, sei eine willkührliche Umdeutung.

Mit dieser Einwendung muß Nikolai gehört werden, denn zu geschweigen, daß jeder seiner Worte bester Ausleger ist, so kann nach einer strengen philologischen Hermeneutik der Ausdruck: Es ist der Schule der Ichphilosophen schon länger eigen gewesen, nichts anders, an sich betrachtet als folgendes bedeuten: Es ist der Schule der Ichphilosophen schon eher, schon früher eigen gewesen. Die Sache stände demnach so, daß Fichte philologisch Unrecht hat, aus diesem schon länger einen bestimmten Zeitpunkt herauszudeuten. Nikolai aber hat Unrecht, wenn er meint, dies müsse heißen: Ehe Schelling und Schlegel Lob erschleichen wollten, denn es kann um etwas früher, um vieles, um sehr vieles früher gewesen sein. Bis hieher schwankt also die Sache, Nikolai kann sagen: Fichte schiebe die Sache willkührlich zurück; Fichte aber: da kein bestimmter Zeitpunkt angegeben, dürfe er sie mit Fug und Recht so weit zurücklegen. Allein Fichte's Fehler ist nur, daß er einen einzigen Mittelbegriff ausgelassen hat, der ihm allerdings dunkel verschwebte. Nikolai will nehmlich den Beweis führen: daß lobpreisende Recensionen, wahrscheinlich von Jena aus gekommen, in die Bibliothek wären eingesandt worden, und führt dazu eine Recen-

sion des Grundrisses, abgedruckt in der Bibliothek Band 18. S. 355, an. Dies fällt nun in das Jahr 1795, und durch diesen Umstand erhält der Ausdruck schon länger eine bestimmte Bedeutung, er heißt nun: die Schule der Ichphilosophen suchte ums Jahr 1795 schon Lob zu erschleichen. Nun kam die Wissenschaftslehre 1794 heraus, und daher hat Fichte Recht zu sagen, die ganze Beschuldigung wäre auf ihn gemeint.

Wie schlimm Nikolai dadurch zu stehen kommt, hat er gefühlt, er sagt über die Art S. 16. ꝛc. Ich führe das einzelne Beispiel einer im Jahre 1795 unverlangt eingesandten Recension an. Diese Phrase soll nehmlich heißen: Ich will diese Recension nicht als eine lobpreisende angesehen wissen, es ist nur eine unverlangt eingesandte. Aber zu geschweigen, daß er sie durch den ganzen Zusammenhang als lobpreisend darstellt, setzt er Bibliothek S. 161. hinzu: Dieser Schleifweg ward zwar versperrt, — aber die neuste Philosophie hatte doch wenigstens einmal ihren Zweck erreicht, unerkannt sich selbst zu loben, und auch in der Bibliothek. — Fichte's Forderung an Nikolai war also: Nenne mir denjenigen Schriftsteller, welcher ums Jahr 1795 sich für meine Wissenschaftslehre öffentlich erklärt hatte, kannst du dies nicht, so hättest du

da ein jeder durch deine unbestimmte Beschuldigung auf mich rathen mußte, indem ich erst ein Jahr vorher mit meinem System aufgetreten war, mich ausnehmen, und so meine Ehre sicher stellen müssen, denn ein jeder wird bei deiner Darstellung, nicht auf einen Freund und Schüler, nicht auf einen Anhänger, sondern auf mich, den in diesem Zeitpunkte allein bekannten transcendentalen Idealisten rathen. Nun sehen wir plötzlich, wie Fichte dazu kam, die Worte schon länger im Leben S. 83 so zu erklären: Wer sind die früher noch als Schelling ꝛc.

Es scheint mir nach dieser Auseinandersetzung nicht ungerecht zu seyn, wenn man sagt: 1) Nikolai hat allerdings insinuiren wollen: Fichte wisse um die Machinationen mit der Bibliothek. 2) Er habe in seiner Widerlegung der Fichtischen Beschuldigungen durchaus nicht offen und ehrlich gehandelt, sondern den Hauptpunkt übergangen, und — ein gewöhnlicher Kunstgriff eines bösen Bewußtseins, — ihn als Nebensache behandelt. — Ich muß ihm hier zu Gemüthe führen, was er gegen den wahrlich guten, aber furchtsamen Kant S. 168 seiner gelehrten Bildung sagt: Soll man seinen Augen trauen, so erlaubt sich ein ehrlicher Mann seine

Worte auszulegen? S. 175. Solche Vorsicht nannten die Jesuiten reservatio mentalis.

Ein besonderer Kunstgriff der Nikolaischen Widerlegungen ist der, alles so durch einander zu werfen, daß man durch die ewigen Wiederholungen und Schiefheiten ganz betäubt wird —

Man wird von allem dem so dumm,
Als gieng ein Mühlrad im Kopf herum.

So hat nun Nikolai noch eine Menge Beschuldigungen von S. 12 bis 27 eingewebt. So unnöthig es nun ist, diese einzeln durchzugehen, weil der Hauptpunkt gerechtfertigt ist: so ist doch noch eine in diesem Wust enthalten, welche wir berühren müssen, sie steht S. 23, und geht darauf aus, Fichte'n einer Verstümmelung des Sinnes und einer wissentlichen Unredlichkeit anzuklagen. Dieser hatte nehmlich nicht gesagt, daß ihn Nikolai so geradezu der Machinationen beschuldige, er hatte nur geschlossen, daß Nikolai es wolle, und mit gutem Grunde, wie wir eben sahen. Fichte führte den Beweis durch die angeführte Stelle aus der Bibliothek, in welcher er aber einige Zeilen als nicht zur Sache gehörig wegließ. Dasjenige, was Fichte wegließ, steht in der allgemeinen Bibliothek S. 160 von: die

allgem. d. Bibl. hat bekanntlich — bis ebendaselbst — für die einzige Wahrheit ausgaben. — Fichte citirt demnach Leben S. 82. Es ist der Schule der Ichphilosophen — zu erschleichen. Sie affektirten ꝛc., so daß also das Pronomen sie die Ichphilosophen als Subject darstellt. Durch das Ausgelassene aber, geht dies sie auf die neusten Philosophen, und diese neusten Philosophen sind nach Nikolai: Ueber die Art S. 25 die Fichtischen. Nun will Nikolai sagen, indem er in der Stelle nur von den Fichtischen Philosophen gesprochen habe, so sei Fichte stillschweigend ausgeschlossen, er habe ihn also nicht ausdrücklich ausschließen dürfen. — Allein rührt denn diese Verwechselung von der Auslassung her? Er hätte ja auch, wenn er Fichte's Citat ganz hätte gelten lassen, sagen können: Die Ichphilosophen bedeuten nicht Fichte, sondern seine Anhänger. Er scheint also diese Auslassung nur anzuführen des Gehässigen wegen, welches er daraus herleitet, und welches ganz ohne Grund ist.

Wie ziemt es sich denn nun, wenn man wie Nikolai mit solchen kleinlichen Kunstgriffen umgeht, sich durch schwankende Ausdrücke, schiefe Wortstellung und willkührliche Erklärung aus der Sache zu ziehen genöthigt ist, den redlichen Fichte

mit folgenden Schimpfreden zu verfolgen: er habe die Worte unredlich aus dem Zusammenhange gerissen, in ein falches Licht gestellt, Stellen verstümmelt, sich den Verdacht wissentlicher Unredlichkeit zugezogen u. s. w. Hätte Fichte dies gethan, nun so wäre es Leidenschaftlichkeit, aber bei Nikolai, der ihm immer diese vorrückt, wäre ein solches Betragen geradezu schlecht.

Doch Fichte kann zufrieden sein. Nikolai erklärt ja ausdrücklich, obgleich sehr zweideutig: er habe an ihn besonders (also doch im Allgemeinen) nicht gedacht, ihn wirklich nicht im Sinne gehabt. Ueber die Art ꝛc. S. 15, womit denn freilich S. 21 es sehr seltsam contrastirt, daß doch wieder insinuirt wird, es wäre ein seltsamer Zufall, wenn Fichte um die Einsendung an die Bibliothek nicht gewußt hätte. Ich will schließlich Herrn Nikolai rathen, zu seiner eigenen Ehre, und damit man an der Wahrheit der aufgestellten Thatsachen nicht zweifle, nicht nur den Mitarbeiter, welcher die Recension der Wissenschaftslehre eingesandt, sondern auch den Verfasser zu nennen, damit man diesen auffordern könne, Herrn Fichte zu exculpiren, und die Geschichte dieser Recension zu erzählen; eben so diejenigen nahmhaft zu machen, welche Mitarbeiter anbieten, die eben Fichte's Schule verlassen

hatten, um sich die Bibliothek geneigt zu machen; ferner die Recensionen (man beachte den Pluralis) nahmhaft zu machen, die durch einen Mitarbeiter, dessen Nahmen wir uns auch ausbitten, unverlangt eingesendet wurden, und die den Absichten der transcendentalen Idealisten (denn von den Fichtischen Philosophen ist ja die Rede) dienten, und die nach gewissen Kennzeichen wahrscheinlich aus Jena kamen. Auch die paar Recensionen mögte ich kennen, die auf diese Art abgedruckt worden. — Herr Nikolai ist es seiner Ehre schuldig, diese Thatsachen, da er es kann, zu beweisen, die Niederträchtigen, welche so etwas thaten, nahmhaft zu machen, und davon müssen ihn keine Verhältnisse abhalten. Man könnte sonst leicht darauf kommen, daß, so wie Nikolai manche falsche Thatsachen schreibt, z. B. über Steffens, über Tieck, als sei dieser nicht Mitarbeiter an der Litteraturzeitung gewesen, auch dieses von ihm ohne Prüfung angenommen, oder zum Behuf seiner sinnreichen Hypothese erlogen worden.

Gern mögte ich den alten Mann in manchen Dingen rechtfertigen, und so habe ich mir es denn ausgedacht, daß Nikolai, wenn man eine Voraussetzung will gelten lassen, vielleicht wirklich in

der berüchtigten Stelle nicht auf Fichte bestimmt mag gezielt haben, dieses wird mir besonders deswegen wichtig, weil Nikolai es ausdrücklich verneint, und man doch niemand ohne die dringendsten Gründe zum Lügner machen muß. Es ist eine hermeneutische Regel, daß man einen jeden Schriftsteller in seinem Geiste erklären muß, dies geht aber nicht an, ohne das Princip seines Styls gefunden zu haben. Da nun Fichte dieses allerdings sehr rein aufgefaßt hat, so begreife ich nicht, warum er es nicht liebevoll auf Nikolai anwandte, und statt ihn einer gehäßigen Insinuation zu beschuldigen, ihn nicht vielmehr als einen jämmerlichen Stylisten darstellte. Das Princip des Nikolaischen Styls steht in seinem Leben Seite 42. „Obgleich er allein mehr Papier beschrieben, als ein Dutzend seiner schreibseeligsten Zeitgenossen, so lernte er doch bis an sein Ende nicht schreiben. Man fand keine Zeile bei ihm, in welcher nicht ein oder ein Paar unrecht angewendete Wörter und einige überflüssige vorgekommen wären." Wir müssen Herrn Nikolai sehr bitten, die Brücke, welche wir ihm hier bauen, ja zu seiner Flucht zu brauchen, und auf diese Art sein: Schon länger zu erklären, denn der Gegensatz in den er alsdann fällt, ist viel schlimmer.

Zweite Beſchuldigung.

(Fichte klagt an.)

Nikolai hat Fichte'n beſchuldigt, weil ihm ein Gegner gezeigt, was aus ſeinen Sätzen offenbar folge: ſo habe er von Schurkerei und Buberei geſprochen.

Nikolai ſagt in der Bibliothek S. 176 wörtlich folgendes: — „Man führt Fichte'n zu Gemüthe, daß in ſeinem Raiſonnement mehrere Inkonſequenzen liegen, und wenn man es als konſequent annehmen wolle: ſo würden abſurde Konſequenzen nothwendig daraus folgen — die Augen glühen ihm, er ſpricht von Halbköpfen, von Schurkerei und Büberei — — die beiden letzten Ehrennahmen braucht er gegen einen Gegner, der ihm zeigte, was offenbar aus ſeinen Sätzen folgte."

Alſo, wenn man wie der Gegner in der Bibliothek, Fichte'n zu Gemüth führt, er ſei inconſequent, ſo antwortet er: du biſt ein Schurke und Bube. Es iſt gleichſam dies ſeine Art ſich zu vertheidigen, zu widerlegen — Ich fordere jeden Philologen auf, ob die Stelle in der Bibliothek anders als eben angegeben, gedeutet werden kann. Der Fall mit Heuſinger iſt ein Beiſpiel, das

Betragen Fichte's gegen ihn iſt nur das allgemeine Bild ſeiner Polemik. — Es kümmert mich übrigens hiebei durchaus nicht, ob Fichte gegen Heuſinger Recht hat, der ein Buch ſchrieb: Ueber das idealiſtiſch-atheiſtiſche Syſtem des Profeſſor Fichte, in dem bedenklichſten Zeitpunkte, wo er alle genommenen Maßregeln in der Vorrede, die ſehr merkwürdig iſt, billigend erwähnt. Die Sache iſt nur, wie Nikolai dies einzelne Faktum ſtellt, und dies geſchieht nicht anders, als wie ich eben zeigte.

Dieſe Unwürdigkeit hat Fichte gefühlt, und ſich dagegen im Leben Nikolai's S. 92 vertheidigt und dieſen einzelnen Fall als in ſeiner Einzelnheit gerechtfertigt. Wir übergehen dies, weil, wie geſagt, es gar nicht in dieſem Falle darauf ankommt, ob Fichte gegen Heuſinger Recht habe, ſondern nur auf Nikolai's Anſicht.

Dieſer nun vertheidigt ſich S. 27 über die Art ꝛc. folgendermaßen: Er habe nur damit ſagen wollen: Fichte, wenn ihm widerſprochen werde, breche oft in pöbelhafte Schimpfwörter aus. (Alſo oft nicht immer, von dieſer mildernden Einſchränkung ſagt Nikolai kein Wort im Texte der Bibliothek.) Der Fall mit Heuſinger ſei nur ein Beiſpiel, und Nikolai's ehrenrühri-

ger Angriff ſolle darin beſtehen, daß er geſagt habe: Heuſinger habe gezeigt, was offenbar aus Fichte's Sätzen folge. Dies ſei aber eine Sache der Beurtheilung ꝛc.

Ich weiß nicht, will oder kann Herr Nikolai Fichte nicht verſtehen, ich will mich ſo deutlich als möglich darüber ausdrücken. Nicht darin beſteht Nikolai's Angriff, daß er behauptet: Heuſinger habe gezeigt, was offenbar aus Fichte's Satze folge, ſondern daß er den einzelnen Fall zur allgemeinen polemiſchen Maxime von Fichte erhebt. Ob ſich Fichte gegen Heuſinger geirrt hat, ob dieſer richtig gefolgert, ob er mit Bewußtſeyn falſch geſchloſſen, gehört hier gar nicht her, genug, daß Fichte das Letztere glaubte, und mit dieſer Idee jene harten Worte ausſprach. Wenn nun Herr Nikolai ſtatt alles deſſen ſagt: Fichte wird jedem der ihn widerſpricht, in denſelben Ausdrücken antworten; ſo iſt es für Nikolai Zeit durch jene Hinterthür abzugehen, um ſich hinter die Unbeſtimmtheit des Styls zu verbergen.

Dritte Beſchuldigung.

(Nikolai klagt an.)

Nikolai beſchuldigt Fichte'n: Er habe in ſeiner Schrift **Nikolai's Leben** ꝛc. ihm, (dem Nikolai)

sei es aus hämischer Absicht, oder unverzeihlichem Leichtsinn, oder Irrthum oder Betrug oder wissentlicher Verunglimpfung viele Dinge in Hinsicht Jacobi's Schuld gegeben, welche durchaus unrichtig und falsch wären, wobei die Absicht Nikolai einen bösen Leumund zu machen, indem Fichte gradezu den Sinn verfälsche, gar nicht zu verkennen wäre. Die Stelle in Fichte's Leben u. s. w., steht S. 38 und 39 die Widerlegung dieser Beschuldigungen, welche wir einzeln durchgehen müssen von S. 37 — 44 in der Schrift: über die Art ꝛc.

Fichte sagt S. 38: daher war Jacobi einer jener mittelmäßigen Köpfe, die alles drucken lassen, was sie etwa im Discurs gehört haben, oder vielmehr halb gehört haben, um sich ein Ansehn zu geben, ein Mann, der seine Materie nie recht durchgedacht hatte, der nicht einmal schreiben konnte.

Zuvörderst müssen wir unsere Leser erinnern, daß die unterstrichenen Worte von Nikolai herkommen, nicht von Fichte, dies ist wichtig, weil unterstrichen sie so aussehen, als wenn Fichte Nikolai's Worte anführe, nicht blos ihren Sinn. Man glaube nicht als wollten wir insinuiren, Herr Nikolai habe dies zu diesem Zwecke gethan, wir glauben vielmehr bestimmt das Gegentheil.

In der Note S. 39 des Lebens sagt Fichte ganz deutlich und bestimmt: Jacobi's Notiz über Lessings wahres speculatives System, habe diesen Freunden Lessings zufolge, bekanntermaaßen Mendelssohn gehindert, Lessings Charakteristik herauszugeben. — Dazu führt Fichte einen Theil folgender Stelle aus Nikolai's Vorrede zu Lessings Briefwechsel mit Mendelssohn, Eschenburg, Nikolai an: „S. 6 l. l. Die Ausführung unterblieb, wegen verschiedener Verhinderungen, und besonders aus Verdruß, daß in den Gothaischen gelehrten Zeitungen, von einem Ausspäher die Nachricht war eingerückt worden, daß Moses ein solches Buch unter der Feder habe. — — Der Schaden für unsere Litteratur ist sehr wichtig, und es ist nicht der erste, den die in Deutschland so übliche Anekdotenjägerei oder vielmehr Klatscherei angerichtet hat, da jeder mittelmäßige Kopf, was er etwa im Discurse hört, oder nur halb hört, gleich drucken läßt, um sich ein Ansehn zu geben."

Hier scheint also Fichte die Stelle in der Vorrede gradezu auf Jacobi zu beziehen, und es fragt sich daher, läßt es sich probabel machen, daß Herrn Nikolai bei dem Niederschreiben der Stelle Jacobi vorschwebte. — Erstlich war Jacobi durch

seine Freundin im Jahre 1783 benachrichtigt worden, daß Mendelssohn etwas über Lessings Charakter schreiben wolle, also damals war er es noch Willens; siehe Jacobi über Spinoza, 2te Ausgabe S. 3. Jacobi ließ eine Notiz von dem Lessingschen Spinozismus an Mendelssohn gelangen, am 4ten November 1783 siehe ebendaselbst S. 14. Am 5ten Dec. 1783 war Mendelssohn noch Willens, über Lessings Charakter zu schreiben, ebend. S. 70 und im Jun. 1784 hatte er seinen Entschluß nur für eine Zeitlang beiseite gelegt, ebend. S. 74, und besonders S. 77. Nun brach späterhin der bekannte Streit aus, Jacobi schrieb sein Buch: Ueber die Lehre des Spinoza, gegen welches Mendelssohn die Brochüre: An die Freunde Lessings, herausgab.

Wie war nun die Ansicht des Faktums über Lessings Spinozismus unter diesen Freunden Lessings und ihre Ansicht von Jacobi? — Mendelssohn sagt S. 9 an die Freunde Lessings: Er hätte die Notiz für eine Anekdote gehalten, welche ihm (Jacobi) etwa ein Reisender möchte zugeführt haben. „Man kennt, fährt er fort, diese Klasse der Reisenden in Deutschland, die ihre Stammbücher von Ort zu Ort herumtragen, und was sie bei einem Manne von Verdienst se-

hen oder erfragen, in gröſter Eil und Geſchwindigkeit hie und da wieder anbringen, oder gar zum öffentlichen Druck befördern. Ein ſolcher dacht' ich, hat vielleicht ein halb verſtandnes Wort von Leſſing vernommen, oder Leſſing hat ihm etwa das griechiſche Motto in ſein Stammbuch geſchrieben: Eins und alles; und der Anekdotenkrämer macht ſofort Leſſing zum Spinoziſten."

Um die Ironie dieſes Sokrates zu verſtehen, und in dem, was hier abgeſchrieben iſt, das Bild von Jacobi zu erkennen, der wahrhaftig einer Unſittlichkeit der Art unfähig iſt, muß man wiſſen: daß Jacobi um Leſſing zu ſehen, nach Wolfenbuttel gereiſet war; daß er Leſſing 1780 im Juli zuerſt ſprach; daß 1783 Jacobi dies Geſpräch ſeiner Freundin entdeckte, — wie Mendelsſohn es ausdruckt, was der Reiſende von einem Manne von Verdienſt geſehn oder erfragt hat, hier und da wieder anbrachte; daß Jacobi ſeine Notiz aus Gründen, die uns nicht angehen, zum Druck beförderte; daß, was ſtrungent beweiſt, Jacobi in ſeiner Schrift anführt, Leſſing habe dies: Eins und Alles, öfter angeführt, es als ausgemachten Wahlſpruch bei Gelegenheiten geſchrieben (alſo auch wahrſcheinlich in Stammbucher) und es ſtehe in

Gleims

Gleims Gartenhause unter einem Wahlspruch von Jacobi conf. S. 62.

Es ist klar, daß nach aller Konjecturalkritik niemand anders als Jacobi durch das vorhergehende geschildert werden sollte. Ferner S. 11. steht folgende Stelle: Mendelssohn habe erfahren, daß Jacobi den Spinoza sehr wohl kenne, mit Lessing öfters persönlichen Umgang und vertrauliche Unterredungen gehabt, und daß der Lessingsche Spinozismus: „keine bloße Anekdotenkrämerei, sondern das Resultat dieser vertraulichen Unterredungen sein solle." Man merke sein solle, also nicht wäre, also doch Anekdotenkrämerei, oder durch bornirtes Wesen entstanden sei. — Im folgenden macht nun Mendelssohn gar seltsame Sprünge, um einen Mittelweg ausfindig zu machen, den Lessingschen Spinozismus abzuleugnen, ohne dem Charakter Jacobi's, dem er einige kühle, beiläufige Lobsprüche ertheilt, zu nahe zu treten. Es ist wirklich interessant, diesen ironischen, verlegenen Sokrates sich durch die mannigfachen Dornen, die ihm hiebei in den Weg kamen, durchwinden zu sehen, und man findet in Jacobi's zweiter Schrift: Jacobi wider Mendelssohns Beschuldigungen, dies recht gut beleuchtet, doch bei weitem noch nicht stark genug ausgedrückt.

So also Mendelssohn. Nun wollen wir Nikolai hören. Dieser nennt in der alten allg. deutsch. Biblioth. 65 B. St. 2. S. 630 Jacobi's Unterredung mit Lessing eine zufällige, Jacobi habe Lessing nicht verstanden und geglaubt, etwas gefährliches in dessen Meinung von Gott zu sehen, er habe den Gegenstand nicht recht durchdacht, u. s. w. Ferner im 68. B. 2. St. S. 352 spricht Nikolai von Jakobi's Einbildungen, seinen schiefen Urtheilen über Lessing u. s. w. Ferner die Berliner Monatschrift März 1786 S. 213 giebt einen Wink von Atheismus unter der Maske des Glaubens, welcher, da er bei Gelegenheit Mendelssohns fällt, wahrscheinlich auf Jacobi bezogen werden soll, auch muß man die Aufsätze eben daselbst und im Mai über Mendelssohn lesen, um es zu fühlen, wie wenig Werth sie auf einen Mann, wie Jacobi war, legten. Der kräftigste Beweis liegt jedoch in der Recension der Morgenstunden, Biblioth. 68 B. 2tes St. S. 323 f. f. hier wird Jacobi seicht, absprechend genannt S. 328, man schreibt ihm Eigenliebe zu S. 332, Mangel an Delikatesse S. 334, es wird S. 335 gradezu gesagt: Jacobi mache eine sehr sonderbare Figur, wenn Mendelssohn Jacobi's Erzählung zu prüfen anfange, die jener

für so zuverläſſig ausgegeben habe, man ſchreibt ihm Uebermuth S. 339 zu, nennt ſeine Schriften, fliegende Blätter S. 340 u. ſ. w. Ich bin es müde, mehr abzuſchreiben, allein es iſt klar, daß der Verfaſſer dieſer Recenſion nicht nur, ſondern auch alle Affiliirte in Jacobi keinen tiefen und gründlichen Denker, ſondern vielmehr einen eitlen, flüchtigen Halbgelehrten ſahen, welches er gegen Mendelsſohn und andere Populärphiloſophen und damalige Wolfianer wahrlich nicht war. — Mit einem Worte er war ihnen ein **mittelmäßiger Kopf**.

Daß alſo Nikolai in der Vorrede von einem mittelmäßigen Kopf ſpricht, würde die Beziehung auf Jacobi nicht ausſchließen, auch paßt das: Im Diskurſe hören, halb hören, gleich drucken laſſen, um ſich ein Anſehen zu geben; ganz zu dem Bilde, welches ſich Nikolai und die Berliner damaliger Zeit von Jacobi entworfen hatten.

Ferner hatte allerdings die Notiz, welche Jacobi Mendelsſohn über Leſſings Spinozismus zukommen ließ, einen großen Einfluß auf Mendelsſohns Handlungsweiſe. Dieſer Notiz danken wir zuvörderſt die Aufführung Leſſings in den Morgenſtunden als Vertheidiger des ſogenannten gereinigten Spinozismus, und da Mendelsſohn,

wie man aus beiden Jacobischen Schriften ersieht, allerdings durch die Nachricht: Lessing sei Spinozist gewesen, in dem was er über Lessings Charakter schreiben wollte, alterirt wurde, da er jene Wendung in den Morgenstunden nahm, um ihn vorläufig zu exculpiren, (S. Vorrede zu den Morgenstunden am Ende.) da er eben darum die Ausarbeitung des Buches immer weiter hinausschob, so war Jacobi's Notiz allerdings die Ursache der Nichtherausgabe, denn von 84 an scheint sich Mendelssohn anhaltend mit den Morgenstunden beschäftigt zu haben, um alles das, was Jacobi von Lessings Spinozismus wußte, und dessen er nun in Lessings Charakter allerdings erwähnen mußte, vorläufig zu annihiliren.

Laßt uns nun alles zusammenfassen: Mendelssohn stellt Jacobi als einen Anekdotenkrämer vor, und ein ähnliches Wort braucht Nikolai. Nikolai und die Berliner schildern Jacobi als einen seichten Kopf, und Nikolai spricht von mittelmäßigen Köpfen. Jacobi stützt sich auf eine Unterredung mit Lessing, und hier ist von Discursen die Rede. Nikolai sagt: Jacobi habe Lessing misverstanden, und hier ist vom halben Hören die Rede. Jacobi ließ die Lessingische Unterredung drucken, und hier soll das halb Gehörte gleich gedruckt werden; man spielt auf Jacobi's

Eitelkeit an, und hier ſagt Nikolai: Ein Anekdotenjäger ließe das halb Gehörte drucken, um ſich ein Anſehen zu geben. Jacobi's Notiz ſchob die Herausgabe von Leſſings Charakteriſtik auf, und hier wird im Allgemeinen geſagt, ſie ſei aufgeſchoben wegen verſchiedener Verhinderungen.

So viel iſt alſo klar, die Nikolaiſchen von Fichte angeführten Worte: der Schaden — — Anſehen zu geben, können nach Nikolai's Anſicht und ſeiner Freunde Darſtellung auf Jacobi gehen. Es liegt in dieſen Worten nichts, was Nikolai's ſonſtigen Aeußerungen über Jacobi widerſpricht, und Niemand, welcher ſich kritiſch mit der Darſtellung und dem Styl Nikolai's beſchäftigt hat, würde, wenn man ihm ſagte: dies hat Nikolai auf Jacobi geſagt, antworten: Dies iſt nicht möglich ꝛc. Eine ſpecielle Deutung auf Jacobi aber liegt nicht darinn, das heißt, kann nicht ſtringent bewieſen werden. Wenn daher Fichte geſagt hat: Nikolai ſagt von Jacobi a. a. O. Er ſei ein mittelmäßiger Kopf, laſſe alles drucken ꝛc. und daß er ſo von Jacobi denkt, beweiſe ich mit der Stelle aus der Vorrede: ſo hat Fichte Unrecht, allein ſo ſagt er ja nicht. Sondern Fichte ſtellt S. 38 Nikolai's und der Bibliothek, (welche Fichte durch das ganze Buch als identiſch

mit Nikolai anſieht, Anſicht von Jacobi auf) und citirt nur die Stelle der Vorrede, als die Anſicht der Klaſſe von Schriftſtellern darſtellend, zu welcher Nikolai Jacobi rechnete, und bei welcher er, wie wir geſehen haben, nach der höchſten Wahrſcheinlichkeit Jacobi im Sinne hatte. Er ſagte daher im Texte ſehr vorſichtig: Jacobi war Einer jener mittelmäßigen Köpfe, das heißt doch wohl ganz beſtimmt: Jacobi gehört beim Nikolai zur Klaſſe jener mittelmäßigen Köpfe ꝛc., von welchen er in der Vorrede ſpricht, und nun ſetzt er in der Note hinzu, um auf die Aehnlichkeit und Möglichkeit aufmerkſam zu machen, daß Nikolai in der beſtimmten Stelle könne, und wahrſcheinlich werde Jacobi gemeint haben, hinzu: Jacobi war dieſer Eine, unter den mittelmäßigen Köpfen. Es iſt wahr, wir nehmen hier alles haarſcharf, aber Herr Nikolai muß einräumen, daß die philologiſche Möglichkeit da iſt, Fichte's Worte auf dieſe Art zu erklären, wie auch auf die Art, wie ſie Nikolai nimmt. Da nun die Stelle in der Vorrede zweideutig iſt, und Herr Nikolai ſich die Freiheit nimmt, ſie ſo zu wenden: als habe er an Jacobi nicht gedacht, ſo ſehe ich wahrlich nicht ein, warum die Nikolaiſche Erklärung der Nikolaiſchen Worte, ein größeres Gewicht haben ſolle,

als meine Erklärung der Fichtischen. Da nun also bei den Nikolaischen Worten der Vorrede ein falsch Deuten, eine Uebereilung so leicht möglich ist: wie unrecht, übereilt und unartig ist es, von hämischen Verdrehungen ꝛc. gegen Fichte zu sprechen. Hiezu kommt nun noch, daß Nikolai thut, als habe Fichte aus der Vorrede Nikolais geschlossen: Mendelssohn habe um Jacobi's willen sein Buch nicht herausgegeben, und meint daher, Fichte beziehe die Stelle von den Worten: Aber dennoch unterblieb die Ausführung ꝛc. auch auf Jacobi: Ueber die Art ꝛc. S. 42. 43. Allein davon ist bei Fichte S. 39 keine Spur. Er sagt ohne Hinsicht auf die Vorrede: Woran bekanntermaaßen diesen Freunden Lessings zufolge, Jacobi's Notiz ihn verhindert haben sollte. Wir haben aber eben gezeigt, daß dem so war, und dies hat Fichte nicht aus der Vorrede, sondern aus Jacobi's Buch geschlossen. — Das Resultat ist also: Das schlimmste zugegeben, hat Fichte sich im Ausdrucke übereilt, und ihn zu bestimmt gewählt; wie weit er die Wahrheit getroffen, ob die Worte: da jeder mittelmäßige Kopf ꝛc. durchaus allgemein sind, ob sie nicht auf Jacobi bezogen werden sollen, bleibe Herrn

Nikolai's Gewissen überlassen. Mathematisch gewiß ist es aber, daß Fichte sich keine hämische Verdrehung erlaubt, noch die übrigen harten Worte verdient hat, welche Nikolai Fichten giebt.

Nun wollen wir nach diesem ins Einzelne gehen. Nikolai läugnet, er habe Jacobi einen mittelmäßigen Kopf genannt. Ausdrücklich allerdings nicht, aber dem Wesen nach ist nicht daran zu zweifeln, man sehe oben. Er habe nicht gesagt, Jacobi habe halb gehört, aber woher wäre denn das Mißverstehen Jacobi's entstanden? Durch seine Unfähigkeit und Mangel an Sinn für Lessings Geist? Nun dann ist er ja ein mittelmäßiger Kopf — oder ist halb hören, das heißt, halb verstehen und mißverstehen nicht eins? Ferner: es sei falsch, daß Jacobi's Notiz die Herausgabe von Lessings Charakteristik verhindert habe, denn Jacobi's Schrift über Lessing und Spinoza wäre kurz vor Mendelssohns Tode 1786 erschienen. Hier ist sehr seltsam der Ausdruck von Fichte: Jacobi's Notiz in: Jacobi's Schrift verwandelt, um die Consequenz zu ziehen, Fichte sage die Unwahrheit. Die Notiz von Lessings Spinozismus erhielt ja Mendelssohn schon nach dem 21. Jul. 1783 den vollständigen Belag nach dem 4. Nov. 1783. Siehe über Lessing und Spinoza S. 4. und 14. Es ist eben so falsch, daß Mendels-

sohn in der Schrift an die Freunde Lessings, S. 11 Jacobi in Gegensatz mit jenen mittelmäßigen Köpfen setze, wir haben oben gesehen, wie problematisch sich Mendelssohn ausdrückt.

Ferner, Fichte giebt S. 38 in Nikolai's Leben, diesem Schuld, er habe von Jacobi gesagt: Er sei ein Mann, der seine Materie nie recht durchdacht habe, der nicht einmal schreiben könne, und fügt hinzu: man sehe Jacobi wider Mendelssohns Beschuldigungen S. 99 wo Jacobi die allg. d. Bibl. 65. B. 2. St. S. 630 citirt. Eben daselbst sind die Beschuldigungen nachgewiesen, daß Jacobi nicht schreiben könne, seiner Materie nie mächtig sei u. s. w.

Hier ist nun doch wohl klar, daß Fichte nur Jacobi's Buch angesehen, und sich auf dessen Genauigkeit im Citiren verlassen habe. Nun hat Nikolai in der citirten Stelle in der Bibliothek gesagt: vielleicht ehe er die Materie recht durchgedacht. S. 99 in der Jacobischen Schrift aber steht: Nikolai sagt: daß ich meine Materie nicht recht durchgedacht habe. Fichte sagt: nie recht durchgedacht. Darüber weist ihn Nikolai zu rechte mit folgenden Worten: Ueber die Art S. 44. „Ich soll von Herrn Jacobi gesagt haben: Er könne nicht einmal schreiben, welche Beschuldigung Fichtes Nachricht zufolge Herr Jacobi auf eben der Seite 99 seiner Schrift nach-

gewiesen haben soll. Herr Jacobi sagt auf der gedachten Seite nicht ein Wort davon, daß ich ihm je eine solche Beschuldigung gemacht hätte. Herr Fichte ist also überwiesen, daß er sowohl von mir als auch von Herrn Jacobi wissentlich Unwahrheiten sagt."

Schade ist es, daß wir alle diese Schmähungen mit ein Paar Federzügen widerlegen können. Der ganze Spaß beruht auf einer willkührlichen Auslegung der Worte Fichte's: Eben daselbst, dies kann heißen, auf derselben Seite und in demselben Buche; das erste ergreift Herr Nikolai wissentlich, denn er unterstreicht sein: Auf der Seite 99 geflissentlich. Es soll aber in demselben Buche heißen: und geht auf S. 123. Jacobi wider Mendelssohns Beschuldigungen. Hier steht folgendes: „Man braucht nur meine Schriften zu untersuchen, um den Augenblick zu finden, daß ich meiner Materie nie gewachsen bin —— Und schreiben? Ja, schöne Worte kann ich machen, aber schreiben? Gott bewahre uns vor einem solchen Vortrage" —— daß Jacobi aber dies in bestimmter Beziehung auf Nikolai gesagt habe, erhellet aus dem Folgenden: „Und wenn ich nun so wie ich bin, in jeder Fortsetzung des paraphrasirten allgemeinen Meßkatalogus des Herrn Nikolai verzeichnet werde" ꝛc. — Diese Stelle aber kannte Nikolai recht gut, siehe Bibliothek 68 B. 2 Stück, S. 353 wo er sie selbst citirt.

Dies ist es, was wir nöthig fanden, gegen die

Beschuldigungen Nikolai's in der Kürze anzuführen; es ist manches, was Nikolai schief gestellt und verrückt hat, der Kürze wegen übergangen, es ist aber genug, um zu beweisen: Daß Nikolai die Beschuldigungen Fichtes durchaus nicht abwälzt, daß er manches ihm selbst Nachtheilige verschweigt; und alles, was er gegen Fichte vorträgt, mit Schmähungen würzt, wissentlich nicht versteht, ohne durch genaues Eindringen in den Sinn, durch Anführung dessen was Fichte zu Statten kommt, sich als einen gerechten, unbefangenen, redlichen Richter in seiner Sache zu dokumentiren.

Die Schrift im Ganzen giebt einen Beleg zu ächter Charakteristik Nikolai's; und ich würde mich mit dem wahrhaftig sehr mühseligen und langweiligen Geschäfte der Prüfung nicht eingelassen haben, wenn es nicht hie und da geschehen wäre, daß man sich durch die Vorspiegelungen Nikolai's, die ganz künstlich sind, hie und da sogar sinnreich, verleiten ließe, von diesen Beschuldigungen gegen Fichte als etwas Beidiesenem zu reden.

Ich wollte noch ein Paar grobe Ignoranzen von Nikolai anführen, aber ich habe mich so ermüdet, daß ich Herren Nikolai und seine Schrift je eher je lieber aus den Augen verlieren will. Hat er Lust sie zu hören, so kostet es ihm ein Wort, und ich theile sie ihm im nächsten Stücke mit, beiläufig versteht es sich, denn ich habe nicht Lust, mit seiner unermüdlichen Feder um die Wette zu schreiben. Zum Schluß ein Sonett, in welchem ich Nikolai's Gesinnung von

sich selbst, wie er sie oft in seinen Schriften äußert, auszudrücken versucht habe.

(Nikolai spricht.)

Als Gott die Menschen schuf nach seinem Wesen,
Hat ungleich die Talente er vertheilet.
Sehr vielen ist der Kopf also verkeilet,
Daß nur mit Müh' von Dummheit sie genesen.
Dazu bin ich Unwürdiger erlesen,
Ein Arzt der Dummen, der gewißlich heilet,
Wenn man geduldig bei der Kur verweilet;
Die Meisten aber scheuen diese Spesen.
Und doch ist's wenig nur, was ich verlange,
Was ich geschrieben, sollen sie studiren,
Ich will sie Weisheit und Erfahrung lehren.
Warum, Geliebte, wird dabei euch bange?
Glaubt nur ich hasse alles Spekuliren,
Und loses Wissen will ich euch bescheeren.

Ich lege zum Schlusse das offenherzige Bekenntniß ab, daß: ob ich gleich die Polemik sehr liebe, als ein Mittel zur Entdeckung und Ausmittelung der Wahrheit, mir doch die seichte, ungründliche, trockene, durch keinen Witz erheiterte, des Herrn Nikolai sowohl als seiner Anhänger in tiefster, innerster Seele zuwider ist, wie ich auch den Geist des Unwissenschaftlichen und der Seichtigkeit überhaupt, welcher bei dieser Sekte zu Hause ist, eigentlich hasse. Man konnte diese Sekte nach ihrem Haupte Nikolaiten nennen; und jedem der, wenn auch nicht mit Kraft und Glück, gegen diese Sekte polemisch verfahrt, den nur ein dunkles Gefühl zum Hasse treibt, zurufen:

Aber das hast du, daß du die Werke der Nikolaiten hassest, welche ich auch hasse. Offenb. Johann. Cap. 2. v. 6.

Dramatic Library or a collection of the best English Plays selected and collated with the most correct editions by the author of the German Exato. N. 1. containing Cato a tragedy. 8 gr.

Der durch seine gefällige Ueberſetzung deutſcher Lieder ins Engliſche in Deutſchland und England berühmte Herr Beresford glaubt ſowohl Deutſchen als ſelbſt ſeinen Landsleuten einen, Dank und Unterſtützung verdienenden, Dienſt zu erweiſen, wenn er einen korrekten mit typographiſcher Schönheit veranſtalteten Abdruck der beſten Engl. Schau- und Trauerſpiele beſorgt. Es hängt von der guten Aufnahme dieſes erſten Stücks ab, ob dieſe Unternehmung fortgeht. Zugleich wird er zwei Bände Lebensbeſchreibung aller berühmteſten Dichter Englands herausgeben, welche das ganze Werk beſchließen ſollen. Der äußerſt wohlfeile Preis dieſer netten Ausgabe wird die gute Aufnahme des Werks gewiß befördern.

Das Leben Carls des Großen nebſt einer Theorie der Lebensbeſchreibung von D. Jeniſch

wird nächſtens die Preſſe verlaſſen.

Von der Weltgeſchichte für Kinder und Kinderlehrer von Carl Fr. Becker

ſind bereits drei Bände erſchienen, welche bis zum Mittelalter gehen, und ein Ganzes für ſich bilden. Der Preis dieſes, für Kinder, Lehrer und Erzieher höchſt nützlichen Buchs iſt 4 Thlr. 4 gr. Selbſt in Leſegeſellſchaften würde es eine willkommene Lectüre abgeben. Der vierte Theil iſt bereits unter der Preſſe.

Inhalt.

	Seit
1. Einleitung. Vom Herausgeber	1
2. Lebenslauf, eine Allegorie. Von Sophie B.	17
3. Ueber die Stufen und den letzten Zweck der Erziehung, ein Fragment. Vom Herausgeber	22
4. Das Ideale, Sonette. Vom Herausgeber.	39
I. Wissenschaft	ebend
II. Kunst	40
III. Religion	41
5. Wissenschaft und Kunst. Vom Herausgeber	42
6. Das Reale, Sonette. Vom Herausgeber	100
I. Der Wissenschaftler	ebend
II. Der Künstling	101
III. Der Krämmling	102
7. Theater. Vom Herausgeber	103
8. Sonette auf Flecks Tod. Vom Herausgeber	119
I. Die Sendung	ebend
II. Die Rückkehr	120
9. Musenalmanach von A. W. Schlegel und L. Tieck. Vom Herausgeber	121
10. Ueber die Vaterlandsliebe von Grattenauer, eine Notiz. Vom Herausgeber	154
11. Nikolai contra Fichte, eine Untersuchung. Vom Herausgeber	157